

487040

# Westland

Zeitschrift für die Kultur  
der Ostdeutschen

JAHRG. III, NR. 7 / I. JANUAR-HEFT 1921

BCU Cluj / General University Library Cluj

## INHALT:

ST. V. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN

DR. RICHARD CSAKI OSTDEUTSCHE WISSENSCHAFT

DR. HEINZ BRANDSCH RELIGION UND KIRCHE IN  
BJÖRNSONS WERKEN

GUSTAV HENRICH DIE ZIGARETTE

POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT / KULTURFRAGEN

THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN / ZEITUNGEN

UND ZEITSCHRIFTEN / MITTEILUNGEN DER SCHRIFT-  
LEITUNG

KUNSTBEILAGEN: HILDEG. SCHIEB: FARBIGE LITHOGRAPHIEN

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei



# „Ostland“

Zeitschrift für  
die Kultur der  
: Ostdeutschen:



Herausgegeben von der:  
Modernen Bücherei  
Geleitet von Dr. R. Csafi

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal  
und ist zu beziehen durch  
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und  
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt  
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



BCU Cluj / Central University Library Cluj

# TONWAREN

NACH ENTWÜRFEN VON A. RÜTT

PLAKAT

H.SCHIEB

# Ostland

## Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 7 — Erstes Januarheft — 1921

### Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XVIII. (Fortsetzung.)

**M**itten in der Arbeit mußte Kunz sich sagen:

— Ich habe Fräulein Winkler schwer gekränkt.

Der kurze Blick, der ihn tags zuvor auf der Straße getroffen hatte, rief eine ganze Reihe von Vorstellungen in ihm wach. Diese bildeten einen Zusammenhang und erinnerten ihn in schmerzlicher Weise daran, daß er seinerzeit, auf Rürgels Drängen, sich in eine Familienangelegenheit eingemischt hatte, was mit seiner ganzen Denkungart in offenem Widerspruch stand. Hatte er damals aus Gleichgültigkeit gehandelt, aus Zerstreuung oder aus Schwäche? Er wußte es nicht zu sagen.

— Es ist doch damals alles so harmlos verlaufen, dachte er.

Die harmlose Sache hatte indessen Staub aufgewirbelt. Es gab Mutmaßungen verschiedener Art, von verschiedenen Nuancen — Mutmaßungen, die sich die Leute gegenseitig als Gewißheiten in die Ohren zischelten. Professionelle Ehrabschneider verbreiteten sogar — unter dem Siegel der Verschwiegenheit — die frohe Botschaft, er, Kunz, habe Beziehungen zwischen Rürgel und Maud im eigenen Hause protegiert, um selber im

Trüben zu fischen. Tatsächlich hatte es indessen scheinen müssen, daß er persönlich gegen Fräulein Winkler gewendet habe, die an Maud wie an einem einzigen Kinde hing.

Die Angelegenheit quälte den Redakteur, so sehr er sich auch einreden wollte, daß sie völlig belanglos sei. Schließlich nahm er sich vor, Fräulein Winkler einen Besuch zu machen, um zu beruhigen, um eventuell zu raten, zu helfen und dabei die eigene Beruhigung zu finden.

Wenige Tage später trat der Redakteur in das Vorzimmer des Fräulein Winkler ein. Er sah am Kleiderrechen einige Hüte hängen.

Das Stubenmädchen antwortete ihm auf seine Frage, ob Fräulein Winkler zu Hause sei.

— Das gnädige Fräulein hat Gäste.

— Es ist mir unmöglich ein zweites Mal zu kommen, sagte er. Hier meine Karte.

Da trat Fräulein Winkler in das Vorzimmer hinaus. Ihre Züge trugen noch das Lachen des Menschen, der sich gut unterhalten hat. Sie wurde indessen plötzlich ernster, als sie den Redakteur erkannte. Ihm kam sogar vor, in ihren Augen liege derselbe Blick, der ihn neulich

auf der Straße getroffen hatte — jener Blick der Entrüstung und des Hasses, mit dem gekränkte Frauen ihre Ungehaltenheit auszudrücken wissen. Doch es lag in dem Blick noch jenes kalte Staunen, das die Frage stellt: Was wünschen Sie von mir? Was haben wir beiden gemeinsam mit einander?

Sie ließ indessen Runz in den Salon eintreten, in den aus dem Nebenzimmer Gelächter und Gläserklingen drang.

Er entschuldigte sich, daß er zu so ungelegener Zeit gekommen sei. Dann brachte er vor, er habe neulich bei der Durchsicht alter Zeitschriften in einem bedeutenden illustrierten Wochenblatt einen Artikel gefunden, der eine längere Würdigung des verstorbenen General Winkler, enthalte. Und er übergab ihr das genannte Blatt.

Ihre Augen verloren jede Härte, als sie vom Bruder sprechen hörte. Sie bat den Redakteur Platz zu nehmen. Dann sprach sie selber vom Bruder, von seinen Feldzügen, seinen Verwundungen, seinen Beziehungen zu verschiedenen Höfen des Orients. Sie wurde rührselig und dabei doch pathetisch. Ihre Erzählungen gewannen in der Umgebung der orientalischen Gegenstände etwas von der Lokalfarbe der Märchen aus dem Morgenlande. Und der Groll, den sie anfangs zur Schau getragen hatte, schien allmählich zu verfliegen.

Schließlich erhob sich Runz von seinem Platze. Er dachte gar nicht mehr an den eigentlichen Zweck seines Besuches.

— Jedenfalls sind Sie zu beneiden, gnädiges Fräulein, sagte er, daß Sie in der malerischen und dabei so sonnigen Welt weiter leben können, die der verehrte Bruder Ihnen hier zurückgelassen hat.

Indem er das Zimmer verließ, mußte er sich sagen:

— Wenn ich jemals in meinem Leben einen überflüssigen Schritt unternommen habe, so war es der von heute.

Fräulein Winkler begleitete ihn ins Vorzimmer.

— Wie geht es Ihnen noch, Herr Redakteur? fragte sie hier in fast kameradschaftlichem Tone.

— Es gibt, seit mein Blatt vergrößert ist, viel zu tun, besonders weil meine neuen Hilfskräfte noch nicht angekommen sind.

Sie reichte ihm die Hand.

— Nun, Herr Redakteur, es hat mich gefreut Sie wieder einmal zu sprechen und ich wünsche Ihnen, daß Sie bald eine Hilfskraft finden mögen.

Er lächelte, indem er sich leicht verbeugte. Dann legte er die Hand auf die Klinke. Doch es war, als ob eine unsichtbare Hand ihn gefesselt hielt.

— Und wie geht es noch Fräulein Maud? fragte er.

— Sie hat ihren Kopf doch durchgeseht, denn ihr Vormund hat nachgegeben. Wir feiern im Nebenzimmer ein kleines Verjöhnungsfest, das leider auch als Abschiedsfest gelten kann. Maud besucht vom Herbst an die Wiener Theaterschule. Bis dahin möchte sie ihre freien Stunden gerne mit etwas ausfüllen. Sie sucht, ebenso wie Sie, Herr Redakteur.

Runz sah Fräulein Winkler fragend an. War das eine Anspielung? Erwartete man da von ihm, daß er begangene Fehler doch noch gut machen sollte? Er fragte, halb im Ernst, halb im Scherz:

— Glauben Sie, daß Fräulein Maud die Schere handhaben kann?

Fräulein Winkler tat als ob sie ihrerseits nicht richtig verstanden hätte:

— In der Redaktion, wollen Sie sagen? . . . Ich habe wirklich niemals daran gedacht.

Es war als ob plötzlich ein Entschluß in ihr reifte.

— Man könnte es ja versuchen, Herr Redakteur. Jedenfalls würde Maud tüchtige Arbeit leisten. Und dann, Herr



Reparateur, würden Sie ein gutes Werk tun, wenn Sie das Kind, wenigstens einige Zeit vom Theater fernhalten würden. Ihr Vater hätte niemals darin eingewilligt, daß sie zum Theater gehe. Er hat so oft wiederholt: ich wünsche ihr eine lange, glückliche Ehe. Die seine ist es nie gewesen, wie Sie wissen, und konnte es nicht sein. Jedenfalls ist das Kind das einzige, was der Bruder mir zurückgelassen hat.

Runz öffnete die Türe des Korridors.

— Ich trete allerdings einen längeren Urlaub an, sobald mein neuer Mitarbeiter angekommen ist. Doch bis dahin kann Fräulein Maud in der Redaktion Arbeit finden, vorausgesetzt, daß sie wirklich arbeiten will.

Und er verschwand im Treppenhause.

Maud kam tatsächlich schon nach einigen Tagen, pünktlich Schlag acht. Der große Hut mit den weißen Straußenfedern bog sich ein wenig über die eine Seite des Gesichtes hinab, die er beschattete. Ein diskreter Duft von coeur d'Ève entströmte der bunten Bluse, die am Halse etwas ausgeschnitten war.

Maud ging auf den Redakteur zu, mit ruhigem, festem Schritt und einer gewissen verhaltenen Lebendigkeit. Sie lächelte ein wenig und zog die Augenbrauen in die Höhe, was, wie sie wußte, ihr einen besonderen Reiz verlieh. Indem sie mit energischer Bewegung Runz die Hand hinstreckte, ließ sie, zwischen Handschuh und Bluse, einen schmalen Streifen ihres rechten Armes sehen, der, ebenso wie der ausgeschnittene Teil am Halse, matt beim Schein der Morgen Sonne schimmerte.

— Guten Morgen, Herr Redakteur, sagte sie.

Runz erhob sich von seinem Plage und zwang sich zu einem Lächeln, um nicht als unhöflich zu gelten.

Sie nahm mit Vorsicht den schweren Hut vom Kopf und ordnete sich das Haar vor dem großen Spiegel des Redaktionslokales.

Er sah ihr zu, wie sie mit grazioser Handbewegung die Nadeln aus dem Gute zog, wobei sie sich leicht, unmerklich fast in den Hüften wiegte. Er bemerkte wie sich dabei das Kleid an den elastischen Körper schmiegte.

Indem sie Runz fragte, was sie nun zu tun hätte, glitten ihre Augen über den dunkeln fadenscheinigen Arbeitsbrock, den er im Redaktionslokal zu tragen pflegte.

Er trug den Rock auch heute, denn er hatte sich gesagt: Auf Maud wird keinerlei Rücksicht genommen. Maud wird in der Redaktion nicht das Geringste ändern. Es wird alles bleiben wie es ist.

Und doch fühlte er sich von dem gleitenden Blick, der nichts bemerken wollte, getroffen. Er sagte in gezwungenem Tone:

— Ich werde Sie jetzt in das Journalistenhandwerk einführen, Fräulein Maud.

Indem er zu erklären begann, erschraf er über den Ton der eigenen Stimme: sie klang ihm heiser, abgenüßt. Es war als hätte sie mit den Jahren vom Rost der Schere angenommen, die Runz selbst als Chef noch führen mußte und die Maud nun handhaben sollte. Maud unterbrach ihn übrigens zu wiederholten Malen. Ihr helles Lachen klang dem Redakteur angenehm, obwohl es als respektlos gelten mußte.

Schließlich arbeiteten sie beide, jeder über den Schreibtisch gebeugt. Maud erledigte alle Aufträge mit verblüffender Geschicklichkeit, sie arbeitete flink und grazios.

Der Redakteur fand indessen etwas Herausforderndes in Maud. War sie nicht zu stark parfümiert, zu sichtbar gepudert? War die Bluse nicht zu bunt, die ganze Erscheinung zu kokett, zu sehr auf den äußeren Eindruck berechnet? Jedenfalls stand dies alles in schreiendem Gegensatz zu den matten Farben des

Redaktionslokales, zu der Verfassung, in der er, Runz, gegenwärtig sich befand. So empfand er Mauds Jugend und Anmut als störend, als anstößig, weil sie ihn beschämte.

Er runzelte die Stirn mit der Miene des ungehaltenen Chefs und warf zeitweilig einen zornigen Blick auf den Stuhl, auf dem Maud, dank seiner übertriebenen Sentimentalität, einen Platz gefunden hatte. Seine Feder flog indessen dabei wie beseelt über das Papier, als ob die äußeren Eindrücke eine innere Festigung, ein neues Gleichgewicht in ihm geschaffen hätten. Und er hatte bei all dem bloß den einen Wunsch, daß dieser Zustand dauern möge.

Maud erhob sich von ihrem Plage.

— Gibt es noch eine Arbeit für mich, Herr Redakteur?

Er zuckte leicht zusammen, weil die Frage unerwartet kam. Dann suchte er lange unter den Zeitungen, doch er konnte keine Arbeit finden.

Maud trat wieder vor den Spiegel und setzte den schweren Hut auf das blonde Haar. Runz stand auf, sie erwiderte mit leichtem Kopfnicken seinen Gruß, wobei sie ein wenig lächelte. Dann entfernte sie sich leise, um nicht zu stören. Er sah ihr nach bis sie die Türe hinter sich geschlossen hatte.

Da kam Runz der Raum plötzlich armselig und düster vor. Wie bei Mauds Eintritt fühlte er sich jetzt, wo sie sich entfernt hatte, abermals in seinem Gleichgewicht gestört. Und das Bedürfnis erfaßte ihn, seine Überlegenheit zu zeigen, Maud zu drücken, zu verkleinern, zu der Enge zurückzuführen, unter der er selber so oft hatte leiden müssen.

— Maud wird sich dem Milieu anpassen, sagte er sich. Sie wird hier keinerlei Einfluß haben. Es wird schon erblassen, erlöschen, das Leuchten ihrer Bluse, der Glanz ihrer ganzen Erscheinung, beim Staube, bei der Arbeit des Alltages.

Dabei fielen seine Blicke unwillkürlich auf seinen Rock, der bloß matt schimmerte, weil er abgetragen war.

Als Maud tags darauf in der Redaktion erschien, fand sie auf dem Tische einen Strauß mit Feldblumen in einem Wasserglase.

— Das ist nett von Ihnen, Herr Redakteur, rief sie aus. Ich liebe Feldblumen über alles.

Der Reporter horchte im Nebenzimmer auf. Sein Blick traf sich mit dem des Redakteurs. Runz sagte nach einer Pause:

— Die Blumen stammen von Herrn Nieman, nicht von mir.

— Ach so. Also meinen besten Dank, Herr Nieman.

Der Reporter erschien in der Türe. Er war frisch rasiert. Er machte eine Verbeugung, dann ging er mit sicherem Schritt auf seinen Platz zurück. Maud ordnete die Blumen mit großer Geschicklichkeit, wie ein Mensch, der sich viel und gerne mit Blumen zu schaffen macht.

Tags darauf fand Maud auf ihrem Schreibtisch abermals Feldblumen im Wasserglase.

— Meinen besten Dank, Herr Nieman, sagte sie.

Runz wurde rot im ganzen Gesicht, als sei das Lob, das Maud dem Reporter spendete, ein versteckter Tadel gegen ihn.

Und tags darauf — noch bevor Maud sich für die Feldblumen beim Reporter bedanken konnte — trat der Redakteur auf sie zu.

Er war an diesem Tage mit einer gewissen Sorgfalt gekleidet und hielt die eine Hand auf dem Rücken.

— Fräulein Maud, sagte er, gestatten Sie, daß ich Ihnen für Ihre gediegene und gewissenhafte Arbeit diese Rosen überreiche.

Noch bevor Maud ein Wort des

Dankes aussprechen konnte, erschien Nieman in der Türe, mit dem festen Schritt, der sich seines Erfolges sicher ist. Da fiel sein Blick auf die leuchtenden roten Rosen, die Maud vor dem Gesichte hielt und die sie völlig absorbierten. Er blickte auf die Feldblumen, die abseits auf dem Tische diskret in ihren matten Farben glänzten, ohne daß jemand sie beachten wollte.

Nieman erzitterte am ganzen Körper, als seine Blicke mit denen des Redakteurs zusammentrafen, der vor Maud selbstbewußt wie ein Triumphator stand.

Und der Reporter mußte noch Mauds Worte anhören:

— Herr Redakteur, das ist wirklich schon zu viel!

Da trat der Reporter ins Vorzimmer zurück, wobei er sich einen Augenblick lang auf den Lehnstuhl stützen mußte, als habe eine neue Schwäche ihn erfaßt.

Er brachte indessen auch weiterhin täglich Feldblumen ins Redaktionslokal. Und Runz mußte auch an den folgenden Tagen Rosen kaufen. Schließlich sagte der Redakteur zum Reporter, als er sich mit ihm einmal allein befand:

— Ich bin mit Ihnen seit einiger Zeit zufrieden, Herr Nieman. Sie arbeiten mehr und Sie trinken weniger, als bisher. Sie machen schon seit Wochen einen guten Eindruck. Das habe ich mit Ihnen doch erreicht . . .

Hierauf deutete er auf die Feldblumen im Wasserglase.

— Aber lassen Sie das, Herr Nieman, fuhr er fort. Alles mit Maß . . . Oder erhoffen Sie sich von dergleichen einen letzten Liebesbrauch? . . .

Seine Stimme nahm einen scherzhaften und gleichzeitig gutmütigen Tonfall an.

— Dergleichen ist nichts mehr für uns, Herr Nieman. Unsereins muß endlich entsagen, oder vielmehr seine ganze Be-

friedigung in der Arbeit finden. Aber nichts für ungut, Herr Nieman.

Zwei Wochen nachher erschien ein junger, ganz rasierter Mann im Redaktionslokal. Hatte Runz vor Mauds Eintreten schwer auf ihn gewartet, so empfand er nunmehr dessen Ankunft als verfrüht. Er faßte indessen sofort einen Entschluß.

— Fräulein Maud, sagte er, hier stelle ich Ihnen meinen neuen Mitarbeiter und Ihren Nachfolger Hans Walter vor. Er wird in einigen Tagen nicht nur Sie, sondern auch mich ersetzen, da ich auf Urlaub gehe.

Hierauf sprach er Maud seinen Dank für ihre Mühe und Arbeit aus. Als sie sich entfernte, begleitete er sie bis zum Korridor und blieb hier so lange, bis ihre schlanke Silhouette im Hausflur verschwunden war. Dann kehrte er zu seinem Schreibtisch zurück. Er hatte das schmerzliche Empfinden, daß mit Mauds unbestimmtem Zauber, gleich ihrem Parfüm, ein Rest von Jugend und Anmut aus seinem Leben weiche.

Doch bleibt das Bild der Frauen, die in unser Leben treten, die hier vorübergehend eine Rolle spielen, nicht dann am reinsten, am klarsten auf unserer Seele zurück, wenn sie rechtzeitig aus unserem Leben wieder scheiden — wenn noch ein geheimnisvolles und gerade deshalb bezauberndes Fluidum aus ihrem ganzen Wesen zu uns strömt?

Als Runz in seine Wohnung zurückkehrte, fand er Walda mit Reisevorbereitungen beschäftigt. Sie schien mit den verschiedenen Gegenständen auch ihre Seele in die Koffer einzupacken.

Runz sah ihr zu, er zögerte etwas herauszusagen, was ihn drückte, er zögerte, weil er selber mit sich rang. Schließlich faßte er den Entschluß des Menschen, der sich gezwungen sieht, einen Abgrund zu überspringen. Er sprach von der Notwendigkeit, die Reise etwas hinauszuz-



schieben, um unvollendete Arbeiten in der Ruhe und Muße einer Landeinsamkeit endlich unter Dach und Fach zu bringen.

Beim Anblick von Walda bleichem, fast verstörtem Gesicht erfaßte ihn plötzlich die Anwandlung auf sie zuzugehen. Er hatte Worte auf den Lippen, die von Verzicht, von Verständigung sprechen wollten. Doch er konnte nicht von der Stelle und die Worte erstarben auf seinen Lippen.

Walda hörte mit dem Paden plötzlich auf. Sie sagte, als ob sie an das Unwiderrufliche nicht glauben könnte:

— Wir machen also die Reise überhaupt nicht?

— Doch, doch etwas später, wenn ich erschienen bin, wenn ich einen Namen habe!

Sie hatte dazu nichts mehr zu sagen. Sie schien zu suchen. Doch was? Einen Weg zur Verständigung, oder zum vollständigen Bruch? Er sah sie mit einem Gefühle der Beklemmung an. Sind die Frauen nicht unberechenbar, unergründlich, wenn sie sich gekränkt, benachteiligt, vernachlässigt fühlen?

Am Abend sagte sie in ruhigem, wie es schien, völlig resigniertem Tone:

— Ich werde Maud einladen.

— Warum gerade Maud? fragte er erstaunt.

— Ich langweile mich auf dem Lande. Ich brauche nicht Ruhe und Einsamkeit, sondern Leben, ein wenig Weltluft, oder wenigstens die Illusion davon. Du brauchtest allerdings dasselbe. Maud ist nun eine lebenslustige Natur, sie versteht so vieles im Menschen zu wecken. Dazu kommt, daß Du, trotz aller guten Vorsätze, nicht allzuviel Zeit für mich übrig haben wirst.

Sie fügte mit hartem Spott hinzu:

— Vor allem bin ich es satt, auch weiterhin die gedrückte Frau eines bedeutenden Mannes zu spielen.

Es trat eine lange Pause ein. Schließlich entgegnete er:

— Wenn Du Dich wieder beruhigt hast, wirst Du sicher einsehen, daß Du ungerecht gewesen bist, und zwar ohne rechten Grund. Weil Du nun aber darüber sprachest, was mir nottut, möchte ich doch richtigstellen. Ich brauche Verinnerlichung, Weltflucht und nicht grelle Farben und grelle Klänge, mittelmäßiges Theater . . . aus der Provinz . . . wie Maud es nun einmal für mich verkörpert . . . Denn gerade das ist es, was ich fliehe . . . Ich werde Dir übrigens nicht entgentreten. Tu, was Du nicht lassen kannst. Ich hoffe allerdings, daß es sich hier bloß um eine Laune von Dir handelt.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Liebesmahl

Zurück! Der Rosen sind zu viel!  
Wer kann des Glücks Gewalt ertragen?  
Wir sind der Wonnen gold'nes Spiel.  
Ihr müßt die Lauten heller schlagen.

Mein Sessel ist ein breites Meer,  
ich bin verschüttet von den Haaren  
der dunkeln Frau. — die Weine her!  
Ich will ein blaues Land befahren.

Das Lachen steigt in Wolken dicht,  
drauf wehn, wie Schiffe, unsre Lieder.  
Die Zeit zerschellt — die Nacht zerbricht —  
Wir taumeln in die Wiesen nieder —

Heinrich Föllich

# Ostdeutsche Wissenschaft

Von Dr. Richard Csaki

Die im vergangenen Jahre aufstauenden, hauptsächlich von Professor Dr. Rudolf Späc getragenen Bestrebungen, das wissenschaftliche Leben der Deutschen Groß-Rumäniens organisatorisch zusammenzufassen und so lebensfähig zu gestalten, haben bisnoch zu keinem greifbaren Ergebnis geführt. Die Hindernisse scheinen vorwiegend in der Ungunst und Unreife der Verhältnisse gelegen zu haben. Und doch muß mit allem Nachdruck betont werden, daß die Verfolgung dieses Planes nicht aufgegeben werden darf. Unter allen Gebieten der Kulturbestrebungen, die auf eine allgemeine einheitliche Grundlage gestellt werden sollen, ist die wissenschaftliche Arbeit dasjenige, das am wenigsten von lokalpolitischen Gesichtspunkten berührt werden dürfte. Die Wissenschaft ist vorurteilslos, wer ihr dient, leistet letzten Endes doch der Gesamterkenntnis einen Dienst — nicht seinem Verein, seiner Religionsgemeinschaft, einem spezifisch landschaftlich eingestellten „Gesichtspunkt“ oder wie sonst die Interessen genannt werden mögen, die unser Handeln in der Politik, im wirtschaftlichen Getriebe, in der Kirche usw. leiten. Deshalb — so sollte es scheinen — müßte auch die praktische Durchführung der organisatorischen Aufgaben den vorurteilslosen Männern der Wissenschaft am leichtesten gelingen. Denn praktisch organisatorischer Natur sind tatsächlich die Aufgaben, die zunächst zu lösen sind.

Auf sich gestellt, abgeschnitten von den Zentren deutscher Wissenschaft, ohne entsprechende Hilfsmittel wird der einzelne es zu nichts bringen. Nicht einmal die einzelnen Siedlungsgruppen für sich — Siebenbürgen vielleicht ausgenommen und die Gruppe deutscher Hochschuldozenten

in Czernowitz zunächst außer Betracht gelassen — können, so sehr sich deren Angehörige untereinander auch zusammenschließen, etwas Nennenswertes leisten. So wie jedes andere Betätigungsgelände heute in seiner Leistungsfähigkeit abhängig ist von dem Umfang und der Großzügigkeit der Organisation, so ist auch das Gesamtgebilde, das die wissenschaftlichen Ergebnisse einer Gemeinschaft bieten, bestimmt von dem Zusammenwirken der Geister, von der Zahl der in das Gesamtgetriebe hineingestellten Arbeitskräfte, deren Güte im einzelnen genommen doch auch wieder durch das Gesamtniveau einigermaßen mitbedingt ist. Raum ist ein wissenschaftlich Arbeitender heute ohne die äußeren Grundlagen (Zeitschriften, Bibliotheken, Laboratorien, Verlagsmöglichkeiten) denkbar, die ihm nur eine wohlgeordnete Organisation zu bieten vermag.

Im folgenden seien die wichtigsten Möglichkeiten aufgezählt, durch die das Ziel eines regen wissenschaftlichen Betriebes unter den Deutschen Groß-Rumäniens erreicht werden kann.

1. Eine deutsche Hochschule in Groß-Rumänien. Ein Plan, namentlich von Oberarchivar G. E. Müller in Hermannstadt begeistert und zähe verfochten, neuerdings von dem im August 1920 begründeten „Hochschulbund der Deutschen Groß-Rumäniens“ zum vornehmsten Vereinsziel erhoben. Die Verwirklichung dieser Idee würde die vollkommenste Lösung des ganzen Fragenkomplexes der heimischen Wissenschaft bedeuten. Das ganze wissenschaftliche Leben fände hier seinen natürlichen Mittelpunkt. Da jedoch nach den gegebenen Verhältnissen an die unmittelbare Aufstellung einer Hochschule noch nicht gedacht werden kann, muß die Verfolgung dieses Planes den dafür sich besonders

einsetzenden Faktoren, namentlich dem Hochschulbund, überlassen bleiben und nach solchen Möglichkeiten Umschau gehalten werden, die dem Einsatz von Kräften einen unmittelbaren Erfolg versprechen.

2. Ein Verband der deutschen wissenschaftlichen Vereine Groß-Rumäniens. Der Grundgedanke Dr. Späcks, jedoch im Augenblick nicht durchführbar, weil im Banat ein wissenschaftlicher Verein noch im Entstehen begriffen ist, in der Bukowina der Zusammenschluß erst angestrebt werden muß. Ob in Bessarabien schon an einen Verein gedacht werden kann, ist noch fraglich. In Siebenbürgen kommen vor allem der „Verein für siebenbürgische Landeskunde“, der „Naturwissenschaftliche Verein in Hermannstadt“, die „Gesellschaft der Naturfreunde in Kronstadt“, allenfalls auch der „Sebastian-Hann-Verein für heimische Kunstbestrebungen“, der „Siebenbürgische Karpathenverein“ und die „Moderne Bücherei Hermannstadt“ (letztere aus wissenschaftlich-organisatorischen Gründen) in Betracht. Die Begründung eines Verbandes der deutschen wissenschaftlichen Vereine Groß-Rumäniens darf nur eine Frage der aller-nächsten Zeit bleiben, vielleicht wird die Konstituierung schon während des Ferienhochschulkurses 1921 möglich sein.

3. Ein allgemeines wissenschaftliches Organ der Deutschen Groß-Rumäniens. Die nächstliegende und wichtigste Aufgabe des wissenschaftlichen Verbandes wäre es, ein Publikationsorgan zu schaffen. Daran krankt unser wissenschaftliches Leben gegenwärtig am meisten, daß es nicht möglich ist, selbst die kleinsten wissenschaftlichen Arbeiten zu veröffentlichen. Ein solcher Zustand muß auf die Dauer zum völligen Verstreuen produktiver Arbeit führen. Die allerwenigsten werden ohne jede Aussicht, die Ergebnisse ihrer Forschung den Fachgenossen nutzbar zu machen, weiter arbeiten.

Damit auch auf die Gefahr hin,

daß der geplante Verband in nächster Zeit nicht zustande kommt, wenigstens diesem Uebelstand abgeholfen werde, hat sich in Hermannstadt ein freier Ausschuß gebildet mit dem Zweck, ein solches Organ auf alle Fälle ins Leben zu rufen. Dieses könnte dann nach Gründung des Verbandes zu dessen Organ bestimmt werden. An der Durchführung dieser Idee wird bereits eifrig gearbeitet. Die Finanzierung erscheint als gesichert; das erste Heft wird voraussichtlich im August 1921 erscheinen. Diese „Wissenschaftlichen Mitteilungen der Deutschen Groß-Rumäniens“ werden alle Wissenschaftsgebiete umfassen, kleinere und größere Abhandlungen, Besprechungen und Nachrichten bringen und zur Teilnahme alle wissenschaftlichen Arbeiter Groß-Rumäniens ohne Unterschied der Siedlungsgruppe einladen. Die bereits bestehenden Publikationsorgane des Vereins für siebenb. Landeskunde und etwa neu entstehende Publikationsorgane (wo für wohl nur noch das Banat in Frage kommt) werden in ihrem Wirkungskreis das neue Organ nur unterstützen, indem sie es bei der voraussichtlichen Fülle an einlaufenden Arbeiten entlasten könnten. Allerdings wäre im Interesse des siebenbürgischen Landeskundevereines zu wünschen, daß er sein Hauptaugenmerk der regelmäßigen Herausgabe des „Archivs“ zuwende (also großen Abhandlungen) und das „Korrespondenzblatt“ in das junge allgemein-östdeutsche Blatt einschmelze. Es entstünde dann eine wohl-tätige Ökonomie der Kräfte, die wir ja namentlich auch in materieller Hinsicht beobachten müssen.

4. Ausbau der vorhandenen wissenschaftlichen Institute. In Betracht kommen nur das Bruckenthal'sche Museum und das Museum des Naturwissenschaftlichen Vereins, beide in Hermannstadt; die Institute der Czernowitzer Universität sind durch deren Romanisierung der deutschen Wissenschaft verloren



gegangen. Die Möglichkeit, sich besondere wissenschaftliche Institute zu schaffen, liegt nur für das Banat vor, für absehbare Zukunft ist bei den voraussichtlichen Verhältnissen jedoch an Schöpfungen, die Wesentliches zu leisten imstande wären, nicht zu denken. In den übrigen Siedlungsgebieten ist die deutsche Bevölkerungszahl zu gering, als daß daran gedacht werden könnte, selbständige Institutionen zu schaffen — sie müssen sich dem führenden Siebenbürgen anschließen. Im Hinblick auf ein allen Deutschen Groß-Rumäniens dienendes wissenschaftliches Institut scheint nun aber namentlich beim Bruckenthal'schen Museum die Hauptschwierigkeit darin zu liegen, daß dieses seiner Entstehung und seinem Aufbau nach zu einem sächsischen Nationalmuseum bestimmt ist. Wenn jedoch die Hermannstädter wissenschaftlichen Institute, wie die Absicht besteht, aus ihrer musealen Gebundenheit zu Forschungsinstituten sich entwickeln sollen, wenn wissenschaftliche Kräfte im Hauptberuf sich nicht nur der Sammel- und Einordnungstätigkeit, sondern auch der Verarbeitung des wissenschaftlichen Materials hingeben sollen, so kann es nicht fehlen, daß, unbeschadet des siebenbürgischen Grundcharakters dieser Anstalten, ihr Arbeitsgebiet sich auch auf die übrigen deutschen Siedlungsgebiete erstreckt. Es ist nur das Entgegenkommen und der gute Wille von allen Seiten nötig; vor allem könnte berechtigterweise die Forderung erhoben werden, daß sich an dem Weiterausbau materiell alle Siedlungsgruppen beteiligen.

5. Die deutschen Professoren der Czernowitzer Universität. Diese Frage ist mit der einer deutschen Hochschule eng verknüpft, deshalb noch in der Schwebe. Jedoch auch gegenwärtig besitzen diese hervorragenden Gelehrten unschätzbare Bedeutung für uns.

Jahrg. III., Erstes Jahrbuch.

6. Der germanistische Lehrstuhl an der Universität in Klausenburg. Dieser Lehrstuhl ist laut seinerzeitigem Werberuf im Amtsblatt des Regierungsrates außer für deutsche Sprache und Literatur auch für die „Kultur der Südostdeutschen“ aufgestellt worden. Hier scheint — was von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist — die Möglichkeit gegeben, die Studierenden zu sammeln, sie methodisch in die Kunde unserer deutschen Siedlungen einzuführen, die Arbeitsgebiete für selbständige Forschungen abzugrenzen usw. Unser wissenschaftlicher Nachwuchs kann hier systematisch und unter einheitlichen Gesichtspunkten für unsere Zwecke herangebildet werden. Da in Dr. Gustav Risch einer unserer hervorragendsten Geister und führender Linguist an diese Stelle berufen wurde, können wir erwarten, daß die Aufgabe auch musterhaft gelöst werde. Allerdings erscheint sie dann wieder sehr erschwert durch den Umstand, daß derselbe Professor vorläufig gleichzeitig auch das ganze weite Gebiet der allgemeinen Germanistik innehat, alle Prüfungen vornehmen muß usw. Er wird sich erst dann dieser Aufgabe entsprechend hingeben dürfen, wenn er sich mit einer zweiten Lehrkraft in die Arbeit teilen kann.

7. Die deutschen Ferienhochschulkurse. Ein von der Modernen Bücherei Hermannstadt bereits 1914 vorbereitetes und 1920 zum erstenmal zur Ausführung gebrachtes Werk. Hier liegt die Möglichkeit vor, die wissenschaftlich interessierten deutschen Kreise Groß-Rumäniens jährlich einmal zu anregendem mündlichem Austausch zu versammeln, außerdem das wissenschaftliche Interesse der Jugend zu wecken und zu heben. Es war für den ersten Ferienhochschulkurs bezeichnend, daß gerade auch die sich auf heimische Verhältnisse beziehenden Vorlesungen von der Jugend mit besonderem Eifer aufgenommen wurden. Wertvoll

wird sich auch der unmittelbare Kontakt mit den ausländischen Gelehrten gestalten. Der unmittelbare Zusammenhang mit den neuesten Ergebnissen der Forschung wird so verhältnismäßig leicht hergestellt, die Anregungen, die für die heimische Forschung durch die Hinweise bedeutender Fachleute erwachsen können, sind kaum abzusehen, wie etwas von einer solchen Wirkung schon beim ersten Kurs durch die Czernowitzer Hochschullehrer zu verspüren war.

8. Die Beschaffungstelle wissenschaftlicher Bücher und Zeitschriften. Eine ebenfalls von der Modernen Bücherei Hermannstadt ins Werk gesetzte Einrichtung (als lose Vereinigung), die den Zweck verfolgt, dem Mangel an Nachschub wissenschaftlicher Bücher und Zeitschriften dadurch zu steuern, daß die Literaturbeschaffung durch Einzahlung von Beiträgen, gemeinsame Bestellung, Durchführung derselben usw. er-

leichtert oder überhaupt möglich gemacht wird. Die so bestellten Werke und Zeitschriften gehen nach zwei Jahren bestimmungsgemäß in den Besitz des Bruckenthal'schen Museums über.

9. Verlagsmöglichkeiten. Während die schöngeistige Literatur eine ungeahnte Blüte erlebt, sind die Verlagsmöglichkeiten für wissenschaftliche Werke gegenwärtig fast gleich Null. Unsere Augen sind vor allem auf den alten Hermannstädter Verlag W. Krafft, den leistungsfähigsten des deutschen Ostens, gerichtet. Die altbewährte Opferwilligkeit des Seniorschefs, der Idealismus und die hochfliegenden Pläne des jüngeren Chefs lassen hoffen, daß die Möglichkeit größere Arbeiten als Einzelwerk erscheinen zu lassen, bald wieder geschaffen werde; welchem Gedanken auch in dem Verlagsanzeiger 1919/20 vom Verlage selbst in anerkannter Weise Ausdruck gegeben wird.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

### Einem alternden Mädchen

Nicht kannst du mehr die holden Freuden,  
in denen Jugend unbefangen sich getummelt,  
dir zu eigen machen,  
und aus dem hellen Garten heißt's nun scheiden,  
da kindlich halb ein sorgenloser Geist gebummelt  
und in Erwartung lachen  
die tausend nicht'gen Eitelkeiten,  
die tausend tollen Süßigkeiten,  
mit denen sich das junge Leben schmückt. —  
Der Herbst hat dir den ersten Frost geschickt,  
mit kalten Händen greift er ins Gemüt  
und stille traurig sind die Rosen dir verblüht,  
die auf den Beeten deiner Jahre hingeträumt,  
die deines Herzens reine Fröhlichkeit umsäumt.  
Vor deinen Türen harrt nicht mehr das frohe Fest,  
ein Nebel fröstelnd dir den Himmel trübt,  
das Schicksal kommt und schiebt und schiebt  
ins Graue deinen Lebensrest. —  
Die Sonne einsam heimwärts zieht,  
und stille traurig sind die Rosen dir verblüht.

Egon Coulin

# Religion und Kirche in Björnsons Werken

Von Dr. Heinz Brandisch

(Fortsetzung).

Und die, die einmal die Unmenschlichkeit des Wunderglaubens an sich erfahren, sind für alle Zeiten für das Mögliche verloren. Pfarrer Bratt endigt im Wahnsinn, Sangs Sohn Elias stirbt als Sozialrevolutionär in dem Irrglauben, durch Feuer und Verbrechen der Liebe den Weg bereiten zu können.

Der Glaube, der das Wunder sucht, der es nicht wie Jesus als Versuchung zurückweist, gehört einer vorchristlichen Religionsstufe an. Sang spricht Worte Jesu aus, wenn er meint: „Denn glauben heißt wissen, erfahren, dem Glauben ist nichts unmöglich, — und so zeige deinen Glauben!“ Er zieht daraus aber eine falsche Schlussfolgerung und will ein Wunder erzwingen. Nicht mein, sondern dein Wille geschehe“, sagt ein Größerer, und mir scheint, daß sich Björnson in seinem Drama bewußt auf die Seite dieses Größeren stellt.

In seinem Roman „Auf Gottes Wegen“ hat er eine solche Wundersucht deutlich genug als irreligiöses Gottversuchen gezeichnet. Der Maurermeister Andersen hat sich schwer verletzt, unter anderem auch ein Bein gebrochen, will es aber unmöglich amputieren lassen „da er mit Gott wegen des Fußes einen Vertrag geschlossen hätte“. Der Arzt sieht aber keinen Ausweg übrig, als das Bein abzunehmen. Der Kranke wird Chloroformiert, die Operation vollzogen, dem Pfarrer — es ist Ole Tust — eingeschärft, dem Kranken die Wahrheit zu verheimlichen, da die Aufregung ihn töten könne. Ole Tust aber glaubt, daß Gott Andersen auch dann retten könne, wenn er ihm verrate, daß man ihm das Bein abgenommen. Er sagt dem Kranken die Wahrheit. „Ohne zu antworten erhob sich

Andersen, warf die Decke beiseite und fiel auf das Kissen zurück, griff an die Brust, schrie, er ersticke; der Atem röchelte. Ein Blutstropfen war in die Lunge gedrungen. In der Nacht starb Andersen.“

Auch Sangs Frau sagt von einzelnen Handlungen ihres Mannes: „Das ist mehr als Glauben, das heißt Gott versuchen.“ Auch eine andere Abart des Glaubens hat Björnson in seinem Roman „Flaggen über Stadt und Hafen“ verurteilt, er nennt ihn den Glauben der Frau. „Es ist schwer, den religiösen Glauben der Frau zu beurteilen, solange die Religion ihr einziges geistiges Interesse ist. Aber wenn man hundert, zweihundert, dreihundert Damen sich um einen einzigen Modegeistlichen drängen sieht, so wittert man Verrat. Die bequemste Art zu denken ist selbstverständlich die, sich den Worten eines andern hinzugeben . . . Der Glaube, der seine Ideale auf Erden verloren hat und sie in den Himmel verlegt, ist wahrlich eines guten Empfanges dort oben bei weitem nicht so sicher, als es die Priester ihm verheißten.“ Und wie fein karikiert sind diejenigen, die sich selbst über jeden Glauben erhaben fühlen, ihn aber als Disziplinierungsmittel bei der großen Masse nicht missen wollen, wenn der General im Drama „Der König“ sagt: „Da setzten mein Bruder, der Bischof, und ich eines Tages einen Tagesbefehl zusammen, der sich über die Notwendigkeit des Glaubens aussprach — des Glaubens als Grundlage für die Disziplin.“ Das sind wohl genügend Belegstellen. Sie zeigen, welche hohe Meinung Björnson von einem tiefen Glaubensleben gehabt, wie sehr er aber auch alle Halbheiten, die unter dem Namen Glauben gangbar



sind, verabscheute. Sie zeigen weiterhin den Dichter in eigenen Kämpfen um ein Glaubensideal, das er einst als Sohn eines strenggläubigen Geistlichen zu leicht errungen, und gerade deshalb dann so bald verloren hatte. Diese eigenen Kämpfe aber haben ihn mit solcher heiligen Ehen vor dem innerlichsten Leben des Menschen erfüllt, daß er heilige Worte spricht, wenn in seinen Werken von wahren Glauben die Rede ist.

Der Glaube aber sucht eine äußere Darstellungsform vor allem im Gebet, in jenem einzigartigen Zwiegespräch der suchenden Seele mit ihrem Schöpfer und Tröster. Daß Björnson täglich sein Gebet gesprochen, ist kaum anzunehmen, er war wohl zu sehr — aus anderen Gründen — dem Kirchlichen abgeneigt, aber wo er seine Menschen beten läßt — und es geschieht häufig genug, — da betet er mit. So viel Gefühl, so viel echte Hingebung weiß er in seine Gebete zu legen, daß man des Dichters eigenes Herzblut darin pulseren hört.

Vor allem kennt Björnson das Bittgebet in allen möglichen Abarten und in manchen Formen, die das Gebet zu einer Forderung an Gott umgestalten. Sang, der oft für Kranke gebetet, will zuletzt ja die Gesundheit seiner Frau Gott abbitten, um nicht abringen zu sagen. Mit einer ganzen Gebetskette von betenden Menschen umgibt er sie und will nicht eher aufhören, bis Gott ihm die Bitte nicht erfüllt. Frau Atlung in der Erzählung „Staub“, weiß, daß alles, worum man in Jesu Namen betet, erfüllt wird. Sie hatte das auch schon vorher einige Male in Fällen getan, die ihr selbst wie Glieder ihres Lebens, wie natürliche Glieder unter der Führung des Glaubens erschienen; und es war immer glücklich ausgegangen. Sie ruft nun, da es sich um das Leben ihrer Kinder handelt, ihren Vater und eine

Erzieherin zu Hilfe, die auch versprechen, nur um das eine zu beten. Die Kinder werden gesund, sie stirbt. Es ist dasselbe Problem, mit derselben Lösung wie im Drama „Über die Kraft“.

Auch Pastor Ole Tuft wendet sich an seine Freunde im Bethause, „er hieß sie mitbeten“ für die Gesundheit seines Knaben, „erstürmt Gottes Barmherzigkeit“. Seine Frau übernimmt von ihm diesen Glauben. Als es dem Knaben nicht besser werden will, da ruft sie: „Nun müssen alle, die beten können, kommen.“ Am Schmerzenslager seines Knaben aber ist Ole Tuft, der strenggläubige Pfarrer, zu einer besseren Einsicht durchgedrungen; er weiß, daß wir vorsichtig sein müssen, wenn wir um nichtgeistliche Dinge bitten, er mahnt seine Frau: „Gott helfe dir, Josefina, aber setze nun nicht alles auf das Gebet ein! — sonst könntest du damit fallen, so schwach du jetzt geworden bist“. — „Glaubst du denn nicht, Ole?“ Es traf ihn wie ein Blitz — jawohl, ja! „Aber wenn nun Gottes Wille nicht der unsere ist, liebes Kind?“ Da wird Jesu Geist in ihm lebendig. Was Sang nicht erkannte, sieht Ole Tuft. Nur der durfte um ein Wunder bitten, der ganz würdig wäre, das war einer, und auch der wies das Wunder von sich. „Wir beten, um mit Gott in Gemeinschaft zu kommen, Josefina; wenigstens tue ich das, dann ist alles gut, dann ist mein Sinn gestärkt.“ Dann wird ein Arzt gerufen, und der Knabe gesundet.

Björnson hat unverkennbar eine Wandlung in der Beurteilung des Gebetes mitgemacht.

Das unterchristliche Gebetsringen um irdische — oder wie Ole Tuft sagt — nichtgeistliche Dinge wird allmählich abgestreift und das Gebet als Gemeinschaft mit Gott mehr betont. Es ist damit selbstverständlich die christliche Fürbitte nicht

ausgeschlossen, die auch Andersen im Roman „Auf Gottes Wegen“ für sich wünscht, sie darf aber nichts Forderndes an sich haben und gleichsam auf Erfüllung einer Vertragsverpflichtung von seiten Gottes drängen.

In einem stimmungsvollen Gedicht „Mein Geleit“ hat sich Björnson deutlich auf die Seite Ole Lufts gestellt, wenn er sagt

„Denn das Gebet läßt uns aufwärts wandern,  
ein Stück von dem einen Heim zum andern.“

oder wie er sich in einem anderen Gedicht „An meinen Vater“ ausdrückt

„Seht, deshalb bitt' ich Gott, mir Kraft zu  
senden.“

Das ist nach Björnson das Einzige, was uns das Gebet vermittelt. Alles andere ist Gebetsmißbrauch. Ein Mißbrauch ist es, wenn der Bankier Tjälde im Schauspiel „Ein Fallissement“ in die anklagenden Worte ausbricht: „Auf den Knien habe ich zu ihm gefleht, ~~Gerader~~ es hat nichts genützt . . . Warum hat er meine Arbeit und meinen Kampf nicht gesegnet. Jetzt ist mir alles gleichgiltig.“ Tjälde erscheint uns in solchen Augenblicken direkt kindisch und wir stimmen mit der kleinen Anna sicher überein, die vor ihrer Freundin eine ungeheure Hochachtung bekommt, weil diese ihren Glauben nicht verliert, trotzdem ihre Gebete nicht hingereicht hatten, das Leben ihrer Mutter erhalten zu helfen. (Flaggen über Stadt und Hafen.) Dagegen erscheint es uns mit Björnson als krankhafte Erscheinung, wenn die Kinder Sangs, wenn sie im Gebet lagen, Gott leibhaftig vor sich sahen und glaubten, die Engel kämen auf den Flügeln der Glockentöne und wiesen allem Volk den Weg zum Himmel.

Daneben kennt Björnson und spricht ohne jenen irdischen Beigeschmack, den wir sonst bei manchem modernen Dichter finden, vom Tischgebet (Auf Gottes We-

gen) und dem Beten am Lager eines Sterbenden (Ein Lebenskräftel) und als beste Vorbereitung auf alles, was das Schicksal dem Menschen bringen kann (Der König).

„Daß auch im Gebet eine Verführung liegen kann“, ist eine Erfahrung, die wir mit Odegaard in der Erzählung „Das Fischermädel“ bei Björnson öfter machen können, daß aber im Gebet auch göttliche Kraft auf den Menschen überströmen kann, hat der Dichter nicht nur gesagt, sondern auch selbst erlebt.

Und nun zu ihm, den ich bisher nach Möglichkeit umgangen habe, weil ich der Ansicht bin, daß vieles von dem bisher Gesagten nicht mit ihm in Zusammenhang gebracht werden muß oder kann, zu Jesus. Religion gab es, bevor Jesus auf Erden wandelte, geglaubt und gebetet hat man auch vor ihm, aber das Tiefste und Erhabenste, das Reinste und Geheimnisvollste in unserem Geistesleben führen wir doch auf ihn zurück, fast alle modernen Kulturmenschen, also auch Björnson.

Daß Björnson an diesem erhabenen Geist, dieser edeln Persönlichkeit nicht vorübergehen konnte, ohne zu ihm Stellung zu nehmen, ist klar. Und wo er auf Jesus stößt, da spricht er voller Hochachtung von ihm. Niemals greift er das religiöse und sittliche Ideal in Jesu an, niemals. In Björnson ist der Individualismus noch nicht zu jener Entwicklung gelangt, wo nun auch Jesus angegriffen wird, wie von Nietzsche. Für Björnson ist Jesus der, der das Kreuz getragen, mit dem man seinen Bund schließen kann (Sigurd der Schlimme).

„Im Glauben an Jesus Christus sollen wir mit und für die Gerungen leben“ (Auf Gottes Wegen). Er ist der Prophet der Liebe (Für die Verwundeten), der, der einst die armen Fischer berief. „Und der arme Fischer stand auf und folgte

ihm nach — zu Not und Tod — immer aber voll Freude (Das Fischermädel). Er ist es, der das Geheimnis der Vollkommenheit gebracht hat (Über die Kraft). Björnson wendet, gleich Pfarrer Sang, nichts gegen die Lehre Christi ein; aber viel, sehr viel gegen ihre Verkünder. (Über die Kraft). Björnson weiß, daß man sich aus Gottes Wort — das ist Christi Lehre — Rat holen kann (Synnöve Solbakken), aber mit dem, was Christi Jünger, die Christen, treiben, ist er nicht einverstanden, das, was aus Christi Lehre geworden ist, und was sich Christentum nennt, fordert seinen scharfen Widerspruch heraus.

Daß unser Christentum und Christi Lehre sich nicht decken, ist eine Entdeckung, die man schon lange vor Björnson gemacht hat und die jeder von uns, so oft er will, auch machen kann. Kritik am Christentum ist von jeher geübt worden, und sie ist aus zwei Gründen gar nicht schwer zu üben. Erstens ist unser religiös-sittliches Ideal so vollkommen, daß es unerreichbar ist, ja über die Kraft sein muß, da es uns, wie Weinel im oben erwähnten Werke sagt, sonst nicht mehr hinanziehen kann; zweitens aber machen wir Menschen im allgemeinen durch unseren Lebenswandel, der gar so selten im Geist verläuft, einem Kritiker die Arbeit außerordentlich leicht.

Was Björnson sagt, haben ein Paulus, ein Luther, ein Jbsen, ein Nietzsche und viele andere auch gesagt, Nietzsche sogar viel heftiger. Daß wir trotz alledem versuchen wollen, das zu untersuchen, was Björnson gegen das Christentum und die Kirche zu sagen hat, hat seinen Grund darin, daß Björnson nicht nur negativ zu Werk geht, also verurteilt und zerstört, sondern auch positiv arbeitet, also Wege zeigt, die zu einer Reform der freilich etwas bausällig gewordenen christlichen Kirche führen könnten. Man

kann deshalb auch Björnson unmöglich zu den Gegnern des Christentums und der Kirche zählen, da er immer nur Auswüchse und Übertreibungen oder unwahrscheinliches Wesen verurteilt hat.

Er selbst hat sich hierüber in einer Vorrede zu seinem Schauspiel „Der König“ unzweideutig ausgesprochen, als seine Gegner behaupteten, er greife Thron und Altar an.

Im Interesse der Geistesfreiheit erklärt er dagegen, daß es notwendig sei, darauf hinzuweisen, daß das Christentum keine Institution, noch weniger ein Buch, am wenigsten ein Priesterkleid oder ein Obdach sei. „Es ist ein Leben in Gott nach den Lehren und dem Beispiel Jesu.“ Ganz richtig weist er darauf hin, daß durch die Untersuchung der historischen Entstehung eines Dogmas oder auch dessen Moral das Christentum nur gewinnen könne. „Aber auf jeden Christen, d. h. jeden, der durch das Christentum zum wahren Menschen geworden ist, kommen hundert, die es nicht geworden sind.“ Wenn man nun versuche, einen von denen, die nur Namenschristen, sonst aber Gleichgiltige, Selbstbetrüger, Heuchler oder Vertuscher sind, anzugreifen, gleich heiße es: „Er greift das Christentum an.“ „Diese Pfühe von Redensarten sollte Christentum sein?“ „Wenn die Christen bei dem Bekenntnis oder der Ausübung ihres Glaubens verletzt werden, dann wird das Christentum angegriffen. Von derartigen Angriffen bin ich aber ein abgefagter Feind.“

Ich glaube hiernach wird es nun leichter sein, Björnsons Ansichten über Christentum und Kirche im einzelnen aus seinen Werken herauszuarbeiten.

Die tiefsten Worte über das Christentum in Björnsons Werken finden wir wohl im Drama „Über die Kraft“. Pfarrer Kröder spricht hier aus, was er an und von Pfarrer Sang gelernt: „Mir ist das



Christentum mehr als eine moralische Vorschrift . . . Für mich ist es weit mehr als die Kraft zur Hingebung. Entweder ist das Christentum ein Leben in Gott, weit über die Erde und alle deren Vorschriften hinaus; oder es ist es nicht. Entweder ist es mehr als Hingebung an irgendeine Idee, nämlich eine neue Welt, ein Wunder; oder es ist es nicht.“ Und Ole Tuft nennt den Kern des Christentums Gerechtigkeit und Liebe. Vielleicht haben die Evangelisten das Wesen des Christentums treffender gezeichnet. Björnson aber hat es verstanden, das zum Ausdruck zu bringen, was unsere Zeit im Christentum sucht.

Schon Kröier hat seiner Definition des Christentums das zweifelnde „oder es ist es nicht“ hinzugefügt. Unser Dichter sieht eben den Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit und zeichnet ihn, wohl nicht einmal mit zu grellen Farben.

Wenn auch nicht ausnahmslos, so gilt doch in der Mehrheit der Fälle, daß „das Christentum von Dogmen und Formeln lebt, statt von Idealen“ (Der König), daß es bei vielen „ein Vergleich, eine Übereinkunft“, ein Kompromiß ist. Das hat auch Pfarrer Sang erfahren, aber eine andere Folgerung daraus gezogen. „Ich sah, daß das Christentum auf dem Bauch kroch — sogar recht vorsichtig an allen größeren Erhebungen vorbei. Geschieht es vielleicht deshalb, fragte ich, weil es die Dinge aus den Angeln heben würde, wenn es sich aufrichtete? Ist das Christentum das Unmögliche? Oder sind es bloß die Menschen, die es nicht wagen?“ Was dem Christen abgeht, das ist die Wahrhaftigkeit, es ist zu vieles bei ihnen, wie der König im gleichnamigen Schauspiel sagt, zur „ehrwürdigen Lüge“ geworden. Und eine solche „Lüge“, das Weltentstehungsbild hat es dann mit sich gebracht, daß viele Menschen, die wie Ragni (Auf Gottes

Wegen) von der Naturwissenschaft an das Christentum herantreten, durch diese Lüge gehindert werden, sich in die Bilder der Bibel einzuwohnen. Nicht jedem gelingt es wie Rendalen im Roman „Flaggen über Stadt und Hafen“, einzusehen, daß verschiedene Ergebnisse der neueren Wissenschaft sich gegen die jüdische Tradition wenden, daß aber die Hauptdogmen, der Glaube an Gott, an die Erlösung durch Christus unangetastet bleiben.

Daneben hat wohl auch manchen Menschen jene Erkenntnis am Christentum zweifeln lassen, daß er wie Sangs Kinder fand, daß die Christen nicht von der Art sind, wie es uns gelehrt wird. Daß eine solche Ernüchterung verderblich werden kann, ist selbstverständlich. Man messe einmal die Wirklichkeitschristen an jenem Ideal, das Elias (Über die Kraft) aufstellt: „Nur den nenne ich einen Christen, der von Jesus das Geheimnis der Vollkommenheit gelernt hat und nach ihm in allem strebt.“ Sind sie aber wirklich alle so schlecht, wie sie der der Verzweiflung nahe Bratt schildert: „Pastoren und Kirchen haben sie, Gebete haben sie und geistliche Lieder, und ein bißchen Wohltätigkeit haben sie auch, aber sie haben keinen Gott . . .“

Auch Björnson hat auf eine Gefahr hingewiesen, die dem Ideal des Christentums drohen kann, den Kampf mit der Staatsgewalt. Doch wird diese Frage, der Ibsen eigentlich sein Drama „Kaiser und Galiläer“ ganz widmet, hier im Schauspiel, „Der König“, nur gestreift. Doch wird die Forderung, einem solchen Kampf nicht aus dem Wege zu gehen, schon erhoben. Der König selbst tut es: „Das Christentum möge sich mit dem Königtum auf einen Kampf einlassen. Und kann man ihm (dem Königtum) die Lügen nicht austreiben, ohne es zu töten, dann tötet es.“ Statt dessen? So setzt

der König fort: „Ich dachte, die Christen würden einmal den großen Lügenbehälter der modernen, sogenannten christlichen Gesellschaft stürmen, ihn stürmen und einnehmen. Ich dachte, daß das Christentum einmal versuchen werde, das Salz der Gesellschaft zu sein.“

Daß es diesen Versuch nicht gewagt hat, liegt daran, daß es nicht lebendig ist. Wie scharf gesehen!

In der Tat, was unserer Zeit abgeht, das ist eben das lebendige Christentum. Es ist, und das hat Björnson wohl richtig erkannt, in den Formen der Kirche erstarrt. Aber die Vorteile und den Schaden, den das Christentum in dem Augenblick erlitt, als die freie Lehre durch die Vermittlung der Kirche zum Dogma, der Prophet zum Priester, die aus übervollem Herzen entspringende sittlich-religiöse Tat zum Sakrament wurde, zu sprechen, erlaubt mir der Rahmen einer kurzen Auseinandersetzung mit Björnsons religiösen Ansichten nicht, betonen aber muß ich, daß alle einen praktischen Blick besitzenden Männer innerhalb der Christenheit, von Paulus über Luther bis zur Gegenwart, die Notwendigkeit eingesehen haben, Christi Lehre kirchlich festzulegen. Organisation ist wohl ein Feind des freiwirkenden Geistes, aber die unentbehrliche Form, in die der Geist gefaßt werden muß, wenn man seine Wirkung dauernd genießen will.

Daß die Kirche dem Christentum in vieler Beziehung geschadet, werden aufrichtige Pfarrer nie leugnen, daß das Christentum ohne die Kirche längst der Vergangenheit angehörte, muß auch der unkirchlichste Christ zugeben.

Björnson ist ein Gegner der Kirche, hat sich für seine Person in seinen letzten Lebensjahren von jeder Kirchlichkeit losgesagt, aber kirchliches Wesen nie verhöhnt, im Gegenteil, so echt, so liebevoll geschildert, daß man aus seinen Worten

den Schmerz über ein verlorenes Ideal deutlich genug heraus hört.

Vergessen wir doch nicht, was wir dieser Kirche alles verdanken!

Für Onwied Thoresen (in der Erzählung „Ein fröhlicher Bursch“) ist es natürlich, daß er in die Kirche gehe. Es ist nicht nur Sitte, die hier befolgt wird, es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, organisiertes Innenleben, das des gemeinsamen Gottesdienstes nicht entbehren kann. Auch der Kirchengesang, nicht nur die Predigt, spielt dabei eine Rolle, selbstverständlich Björnson hat an der Bahre des Kirchenängers A. Reitan die schönen Worte gesprochen:

Sein Leben sagte uns voraus:  
Wenn wir uns Gott ergeben,  
dann wird in Kirche, Schule, Haus  
das Volk im Liebe leben:

In Volksgefang,  
in Lustgefang  
im Abglanz von des Herrn Gesang,  
hoch über'm Weltenweben.

Norwegens Bauern singen so häufig einen Choral, wohl wissend, daß auch aus solchem Singen göttliche Kraft und Trost in uns überströmen kann (Urne), besonders sind es die Konfirmationslieder, die sich ihrem Gedächtnis und Gemüt tief einprägen. Daß bei dieser Konfirmation Außerlichkeiten stark mitspielen, die Eltern den Entgelt, den sie dem Pfarrer zu zahlen haben, oft danach bemessen, ob ihr Kind bei der Feierlichkeit als Nummer eins sitzt, ist ein Auswuchs, den aber auch Björnson mit einem verstehenden Lächeln für menschliche Schwäche schildert (der Vater). Die Bedeutung der Kirche im Leben dieser Bauern habe ich ja eingangs mit Björnsons Worten angedeutet. Wie das Kirchengebäude in seinen festen, altertümlichen Formen etwas Erstarrendes in sich birgt, so nimmt auch der Kirchenglaube in so vielen Fällen etwas Unbuddsames, Kon-

**VEREINIGTE NATIONALE  
TEXTILWERKE  
ACTIEN GES.**



**ZENTRALBUREAU: BUDAPEST. DEAK-PLATZ 4  
TUCH-UND BAUMWOLLWEBEFABRIKEN IN  
BUDAPEST ∞ PRESSBURG ∞ K'ASMARKT**

BCU Cluj / Central University Library Cluj

BRIEFKOPF UND  
REKLAMKARTE

H.SCHIEB



**H ADAM  
ORVAT.**

**HANDARBEITS  
HANDLUNG**   
BUDAPEST • ELISABETH-RING • N<sup>o</sup> 24.

servatives an. Ole Tusts Glauben, wie er ihn in seiner Jugend besaß, ist wohl etwas abstoßend, vorsichtig. Er ist nicht so weit Naturwissenschaftler als Rendalen in der Frage der Welterschöpfung; er weiß zwar, „daß es kaum so zugegangen sein kann, wie das ehrwürdige Buch uns erzählt; aber wir wissen nicht, wie es in Wirklichkeit gewesen. Nur das wissen wir, daß unser Leben von Gott stammt und in Gott glücklich ist, und daß nur Kinder und Erwachsene die Schöpfung nach der Weise der Väter auffassen — wenigstens bis auf weiteres.“ Unangenehm wird dieser Konservatismus nur dann, wenn er gegen anderes Glauben unduldsam wird und einen Zwang auf den Verstand ausübt. Tusts Frau gehört sicher nicht zu der Mehrheit der Menschen, wenn sie sagen darf: „Den Glauben an Gott und die Erlösung durch Jesus habe ich niemals als einen Zwang an meinem Verstande gefühlt.“

Björnson selbst scheint diesen Zwang empfunden zu haben. Im 4. Zwischenspiel zum Schauspiel „Der König“, singt ein Chor von Männern aus reiner Höhe, leichter Luft:

„Der Menschheit Glauben  
seit jenem ersten, flehenden Stammeln  
zu rohen Steinen,  
bis zu der flammenden  
Huld'gung des einen  
Gottes der Welt, —  
hier kann er schwellen zu vollem Klang,  
kraftvoll und reich,  
frei von der Kirche drückendem Zwang.“

und als eine einzelne Frauenstimme ertönt

„Millionen!  
Endlose Scharen erschauet mein Blick,“

da antwortet der Chor der Männer:

„Opfer sind es der irdischen Wacht.  
Sie sind der Preis der fürstlichen Pracht,  
die Kirche und Thron!  
Psalter und Kron'  
erheischt zur Stützung  
von Glauben und Reich.“

So schreibt nur, wer unter Kirchenzwang, äußerem oder innerem, gestanden.

An seine Tochter schreibt er im Jahre 1890: „Und mich verfolgt man, weil ich kein Blatt vor den Mund nehme“ und kurze Zeit darauf: „Wer an das Verhältnis zur Kirche und das Verhältnis zu Schweden rührt, der ist ehrlos. Nun soll Sigurd Ibsen (ein Sohn des Dichters) auch ehrlos gemacht werden. Ich habe ihn eben willkommen geheißen unter der Zahl der Ehrlosen.“ Er, der in einem anderen Brief an seiner Tochter sich die Geschmeidigkeit abspricht, konnte eben dort nicht schweigen, wo er Unwahrhaftigkeit sah. Besonders empörte es ihn, daß sich diese Kirche in den Dienst des Königtums so unbedingt gestellt hatte, daß sie ihre Bewegungsfreiheit vollständig eingebüßt hatte. Voll seiner Ironie spricht der König von dem Christen, der heute eigentlich nur Staatsbürger ist, für den das Wort: „mit Jesu Gnaden hoffe ich es zu werden“ nur noch eine Formel geworden.

So ist es natürlich, daß der Bureaokratismus des Staates auch von der Kirche übernommen wird. In solchen Fällen aber wird Björnson beißend scharf und karikiert dann wohl auch ein wenig. Der Pastor läßt sich im Schauspiel „Ein Fallissement“ folgendermaßen aus:

„Ich wiederhole, — ich habe nichts gegen den Austritt aus der Gemeinde, wenn jeder verpflichtet bleibt, dem Geistlichen auch ferner den gesetzlichen Beitrag zu zahlen, mag er seine Dienste in Anspruch nehmen oder nicht. In allen Dingen muß Ordnung herrschen, weil die Ordnung ein wesentlicher Bestandteil des Reiches Gottes ist.“ Nein Herr Pastor, da haben Sie sicher nicht recht. Die Kirche ist zwar immer für Zucht und Disziplin eingetreten, da hat sie wahrlich recht, sie hat sich mit viel Berechnung, darin hat nun wieder Fabrikant Holzer recht, immer

auf die Seite dessen gestellt, der die Macht hatte und nicht immer auf die Seite dessen, der im Rechte war, das war aber, wohlgemerkt, die Kirche und nicht das Reich Gottes. Und Tratt, der das Unterste zu oberst kehren will, ist in demselben Augenblick nicht mehr ein Diener des Reiches Gottes, sondern Sozialrevolutionär. Das sollten wir auf der anderen Seite auch nicht vergessen. Ich glaube, es ist gar nicht so schwer, den entsprechenden Mittelweg zu finden. Jesus ist ihn gegangen, in voller Anerkennung des weltlichen Rechtes, aber unerschrocken eintretend für Gottes Recht: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Daß aber die Kirche in vielen Fällen reaktionär sein muß, geht aus ihrer Bedingtheit hervor, daran sind weniger die Pfaffen, mehr die ganze Menschheit schuld, die eben den lebendigen, flüchtigen Geist nur in fester Form zu fassen vermag.

So ist die Kirche eine feste Institution geworden, die durch Staatsgrundgesetze dem König vorschreibt, welche Religion er haben muß — trotzdem er nicht selten keine hat (Der König), die früher Menschen unmöglich machen konnte, wenn sie sich nicht zu ihm bekannten (Flaggen über Stadt und Hafen). In dem Augenblick, da die Kirche eine Institution wurde,

konnte sie eben solcher Mittel nicht ganz entbehren. Aber ganz wollen wir die Institutionen doch nicht verachten. Wir müssen ihre Notwendigkeit bloß sehen wollen. Und das hat Björnson auch getan. In wundervoller Weise schildert er durch Pfarrer Falk die Not eines Stadtpfarrers: „Wenn man aber als Geistlicher in einer großen Stadt soll traurig sein mit den Traurigen bei einem Begräbniß 1 Uhr —, dann froh mit der frohen Hochzeitsgesellschaft 3 Uhr —, darauf vielleicht am Sterbebett eines Armen 4 Uhr — und zuletzt zum Diner auf dem Schlosse 5 Uhr: ja, da lernt man allerdings die menschliche Gebrechlichkeit kennen. Da lernt man: verlaß dich nicht auf Personen, aber um so mehr auf Institutionen.“

Wir dürfen uns also nicht wundern, daß menschliche Gebrechlichkeiten auch der Kirche anhaften. Verstehen, heißt hier entschuldigen, freilich nicht alles. Das wäre sicher nicht im Geiste Björnsons gehandelt. Er ist, das dürfen wir nicht vergessen, trotz alledem für seine Person ein Gegner der offiziellen Kirche gewesen. So steht er im Schauspiel Leonarda unbedingt auf der Seite Frau Falks, die das Christentum gegen das Kirchentum des Bischofs verteidigt, die Nächstenliebe gegen die Rücksichtnahme auf die Gemeinde und die öffentliche Meinung.

(Schluß folgt.)

## Mit dem Strome

Die Tage gehen gleich und grau,  
verschwommen fahl und ungenau,

wie Windmühlflügel ferne drehn,  
wie Wolken an dem Himmel wehn,

wie Tropfen mit dem Strom vereint.  
Nur manchmal stört den Weg ein Feind.

Du wehrst dem Schmerze, der dich drückt,  
bedacht auf alles, was beglückt.

Im Grunde weißt du keinen Rat.  
Fremd trifft dich jede neue Tat.

Julius Drafer



## Die Zigarette / Ein Monolog

Von Gustav Heinrich

Soll ich? Soll ich nicht? Ich hatte während des ganzen Tages das Bedürfnis nach einer Zigarette, ohne daß ich mich entschließen konnte, eine anzuzünden. Aber ich spüre, daß es bald geschehen wird. Ich stehe unter dem Einfluß einer kaum mehr zu zügelnden Begierde. Freilich wirkt eine Hemmung entgegen, eine starke, in meinem Wesen seit Monaten verankerte Hemmung. Ich schäme mich ihrer, aber ich vermag sie nicht zu überwinden. Und weil ich nicht kann, was ich will, verzehre ich mich in den Qualen der Unentschiedenheit und bin mißlaunig, obzwar es mir so gut geht, wie seit lange nicht. Ich habe erreicht, wonach ich mich seit vier Kriegsjahren gesehnt habe. Ich bin am Ziele meiner Wünsche.

Ich bin mit geraden Gliedern aus dem blutigen Chaos heimgekehrt und sitze wieder in meinem Arbeitszimmer. Das also sind die grünlich-blauen Tapeten, die während des Trommelfeuers der vierten Isonzoschlacht plötzlich zum Greifen deutlich vor meinen Augen austauchten, als ich für vierundzwanzig Stunden das Bewußtsein verlor. Und hier das in einen ovalen Rahmen aus Ebenholz gefaßte Bild meines Urgroßvaters. Er ist fünf- undachtzig Jahre alt geworden. Ich werde es nicht so weit bringen. Unsere Organismen sind durch die Grausamkeit der Kämpfe zu sehr beschädigt worden. Aber trotz der kürzer bemessenen Lebensdauer freue ich mich der momentanen Sicherheit. Auch das geliebte Schachbrett steht noch in der Ecke. Bei Baranovici habe ich mit einem Kameraden im Schützengraben gespielt. Als er mich matt machen wollte, riß ihm eine Granate die rechte Hand weg. Es hätte damals auch mein Kopf sein können. Auch ihr, Bücher,

meine Freunde, seid mir erhalten geblieben. Ich begrüße euch. Niki, der Hund, hat sich vor den Kamin hingestreckt und genießt die Wärme mit besonderem Raffinement. Hast Recht, Niki! Wir haben in Gemeinsamkeit gefroren, drum rösten wir uns jetzt an demselben Feuer die Glieder. Niki ist ein Serbe. Während des Mackensenschen Vormarsches habe ich ihn in einem serbischen Nest aufgegabelt, das heißt: er hat sich aufgedrängt, wick nicht von meiner Seite, bis ich ihn so lieb gewann, daß ich mich nicht mehr von ihm trennen wollte. Und wie günstig fügt er sich jetzt in das Idyll ein! Alles ist so wie es sein soll, wie es der heimgekehrte Krieger verdient. Nur ein einziger Mangel: die Zigarette!

Schon wieder der Rizel. Ich bin reichlich mit dem jetzt so seltenen Kraut versorgt. Ich bin keinesfalls zur Enthaltbarkeit gezwungen. Die Schublade meines Schreibtisches ist angefüllt. Ich verfüge über die verschiedensten Sorten. Ob auch ägyptische darunter sind? Gewiß. Aber gerade zu dieser Sorte würde ich mich am schwersten entschließen können. Es waren doch ägyptische Zigaretten damals? Ich hatte mehrere Sorten in der silbernen Dose, aber der arme Kerl wählte eine ägyptische. Ganz mein Geschmack. Ich hätte in seiner Lage ebenso gehandelt. Allerdings ist es fraglich, ob man zwei Minuten vor seinem Tode noch fähig ist, so feine Unterschiede zu machen. Soweit ich mich erinnern kann, gab sich der Mann dem Genuß mit einer staunenswerten Gemächlichkeit hin. Er vergaß auch nicht die Höflichkeit, er verbeugte sich dankend, da er wußte, daß ich seine Muttersprache nicht verstand. Dieser Mensch war noch zwei Minuten vor seinem Tode ein

Ravalier. Er ist mit imponierender Würde den elendesten Tod gestorben, den das Schicksal verhängen kann. Denn er war ein zum Tode durch Erschießen verurteilter Hochverräter. Ich aber bin als Oberleutnant der Kommandant des Exekutionsfordons gewesen.

Es war ein strahlender Maimorgen. Die Wiesen waren noch vom silbernen Tau befeuchtet, während die Sonne eben die Landschaft mit feinen Goldfäden zu überziehen begann. Die Luft war von einer göttlichen Reinheit. Einer jener Tage schien anzubrechen, an denen das Leben doppelt köstlich ist. Wir marschierten am Rande der noch schlafenden Stadt, deren schlanker Kirchturm sich in den Äther reckte. Die Turmuhr zeigte in zehn Minuten sechs. Um sechs Uhr mußte das Urteil vollzogen sein. Sterben, gerade jetzt sterben! Jetzt für alle Ewigkeit einzuschlafen, da das Wachsein ungeahnte Wonnen versprach. Wie wurde dem armen Mann, der von uns umzingelt mit gebundenen Händen vorwärts schritt, das Sterben bitter gemacht. Und wie litt ich mit ihm. Mein Herz klopfte stürmisch. Ich war dazu bestimmt, ihn vom Leben zum Tode zu befördern. Die Kehle schnürte sich mir zusammen. Meine Knie zitterten. Ich mußte alle meine Willenskraft aufwenden, um die Zerrissenheit meines Gemütes vor der Mannschaft zu verbergen.

Ehe ich ihn töten lasse, möchte ich ihm noch eine Wohlthat erweisen, der Mensch dem Menschen, der Bruder dem Bruder. Er hat während der vergangenen Nacht Gelegenheit gehabt, seine Wünsche zu äußern. Er hat Briefe an Weib und Kind geschrieben, in denen er sie küßt und umarmt, aber ihnen zugleich auch nüchterne Ratschläge für ihren weiteren Lebensweg gibt, auf dem sie seines Schutzes entbehren müssen. Er hat seine Freunde grüßen lassen, diesen und jenen. Der Koch hat für ihn eine herrliche Mahlzeit

bereitet, sie mundete ihm. Aber die Stunden der Nacht dehnten sich, er konnte keinen Schlaf finden. Mit einem matten Lächeln behauptete er, offenbar zu viel gegessen zu haben. Von einem Geistlichen wollte er nichts wissen. Da er aber ganz allein in seinem Kerker gelassen wurde, empfand er Langeweile und nur um eine Gesellschaft zu haben, verlangte er nach Mitternacht den geistlichen Zuspruch. Die Unterhaltung muß anregend gewesen sein, denn der Verurteilte schlief erst gegen Morgen ein. Sein Schlaf war dann freilich so bleiern, daß der Profos Mühe hatte, ihn zu wecken und an das bevorstehende Ereignis zu erinnern, dessen Hauptperson er sein sollte... Dieser arme Kerl hatte also bereits alles erledigt, was ihm zu tun noch übrig blieb. Er stand am Ende des Endes. Der ihm zugemessene Raum war so schmal, daß meine milden Regungen davon abglitten. Gleichwohl ließ ich mich durch den Dolmetsch nach einem etwaigen Wunsch des Todgeweihten erkundigen. Und da verlangte er eben die Zigarette.

Nur Raucher werden die letzte Begierde dieses Unglücklichen ganz begreifen. Denn nur sie kennen aus Erfahrung die Vielfältigkeit der Lebenslagen, in denen sie zur Zigarettendose zu greifen pflegen. Zumal im Krieg mit seinen ungeahnten Wechselfällen. Ich behaupte rundweg, daß ich erst als Soldat die Bedeutung der Zigarette voll erfaßt habe. Ja, blicke es mir auf, der Mann hat vollkommen recht. Wenn er nur mehr ein einziges Korn in seiner Sanduhr hatte, blieb ihm als Raucher die Möglichkeit, es auszunützen. Wenn sich ihm die Welt schon ganz versagt hatte, blieb ihm die Hoffnung übrig, daß ihm wenigstens noch ein paar Züge aus einer Zigarette vergönnt wurden. Eine Zigarette ist ja gar bald zu Ende geraucht. Leider! Ich hätte damals gewünscht, daß die von mir gespendete Zigarette durch irgendeine mystische Ein-

wirkung in die Unendlichkeit gedehnt werde. Das wäre für den Mann die einzige Rettung gewesen. Aber es gibt auf dieser grausamen Welt keine Wunder.

So vermochte denn meine Zigarette das Verhängnis nicht aufzuhalten. Es nahm seinen Verlauf — wie das Dienstreglement es vorschreibt. Jedoch war ich außer Stande, das Furchtbare mit meinen eigenen Augen anzusehen. Drum richtete ich den Blick bei Erwartung der Gewehrsalbe nicht auf die Gestalt des Delinquenten, sondern geradewegs in den Himmel. Keine einzige Wolke war zu bemerken. Niemals vorher ist mir der Himmel so erhaben und überirdisch erschienen. Vielleicht spähte ich irgendwo nach Gottvater selbst, um ihm meine Unschuld an dem Häßlichen zu beteuern, das sich auf der Erde unter seinen Geschöpfen zutrug. Doch Gott blieb unsichtbar; nur im Westen, wo der Eichwald den Horizont abschneidet, zogen Schwalben in elegantem Fluge dahin.

Da frachte die Salbe. Ein Schauer lief durch meinen Körper. Ich bebte in kindlicher Angst. Eine Blutwelle kroch in mein Gesicht und dann fühlte ich eisige Kälte unter der Schädeldecke. Meine Augen waren schwer wie Blei. Aber schließlich mußte ich doch dorthin sehen, wohin die Gewehrläufe wiesen. Der Delinquent lag, von den Kugeln durchbohrt, auf dem Rücken. Sein Blut strömte auf den Rasen. Der aus der Hand der Natur hervorgegangene wunderbare Organismus war zerstört. Da dampfte nur mehr eine aus Knochen, Haut und Fleisch bestehende zusammenhanglose Masse, die bald der Fäulnis anheimfallen mußte. Das Leben, das unbegreifliche, heilige war aus der Hülle entwichen. In meine Erschütterung mischte sich das Gefühl der Erleichterung darüber, daß alles vorüber war, daß der Armste ausgelitten hatte. Hatte er wirklich ausgelitten? War er wirklich tot? Ich

machte die entsetzliche Wahrnehmung daß sich der auf dem Boden hingestreckte Leichnam regte. Da packte mich ein Grauen, wie ich es trotz aller Scheußlichkeiten des Krieges noch nicht gespürt hatte. — „Ihr seid mir schlechte Schützen,“ rief ich der Mannschaft zu. Die Soldaten machten betroffene Gesichter, auch der Feldwebel wußte nicht, wie er sich bei diesem unvorhergesehenen Zwischenfall benehmen sollte. Der Erschossene wand sich in Krämpfen und stöhnte. Seine Finger schienen nach den Spitzen der Grashalme zu fahnden. Er hatte gewiß schon das Bewußtsein verloren und wir waren lediglich Zeugen von Reflexbewegungen der Gliedmassen. Der Anblick war aber so gräßlich, daß ich den Revolver zog und, ohne zu zielen, so lange in den Körper hineinfuere, bis keine Spur von Leben mehr zu bemerken war. Nun erst quollen Bäche von Blut, die die Erde gierig auffog. Ich weiß nicht, wie viele Schüsse ich abgegeben habe, jedenfalls waren es zu viele. Meine Sinne waren erregt und ich handelte wie im Traume.

Diese Hinrichtung war mein fürchterlichstes Kriegserlebnis. Ich gäbe vieles darum, wenn mir das erspart geblieben wäre. Denn ich habe das Schreckliche nicht einmal, sondern hundertmal durchgelitten. In alle meine Träume ist mir die Justifikation nachgefolgt. Wenn ich erwache, bin ich in Schweiß gebadet, nachdem ich dem Manne mit dem Revolver den Rest gegeben habe. Denn ich erwache niemals früher. Wenn ich mit einem vollkommen zerrütteten Nervensystem aus dem Kriege heimgekehrt bin, so sind nicht die ungezählten Gefechte und Schlachten schuld, die ich mitgemacht habe, sondern hauptsächlich diese Exekution. Die Ärzte haben dann an meinen Nerven herumkurirt und mich irgendwie zusammengeleimt. Ich habe den schrecklichen Traum jetzt nur

noch selten. Aber eines ist zurückgeblieben: die Abscheu vor der Zigarette, die zugleich von einem quälenden Verlangen danach begleitet ist. Der Arzt sagt, diese Erscheinung ließe sich nur durch Willensstärke überwinden. Ich habe noch niemals so viel Kraft aufgebracht. Aber heute, heute fühle ich mich stark. Das ist der Zauber dieses Raumes, der mich einspinnt. Ich habe die Vorstellung, als ob das Zimmer meterdicke Wände hätte, so daß ich von der Welt und den Erlebnissen der vergangenen vier Jahre völlig abgeschlossen bin. Ich habe alles vergessen. Es gibt keine Vergangenheit, es gibt nur eine Zukunft. Die neue Epoche meines Lebens kann ich

aber nur mit der Zigarette in der Hand beginnen.

Holla, wo liegt die Schachtel? In der linken Schublade. Wo sind die Schlüssel? Sollte ich sie etwa verlegt haben, da ich sie gerade in diesem wichtigen Augenblick dringend benötige? Ach nein, sie sind in der Tasche des Überziehers. Dem Himmel sei Dank. Der Schlüssel paßt. Die Lade ist offen. Ich greife zufällig nach der ägyptischen Sorte. Ich zünde an. Die Zigarette brennt. Ich tue einen Zug. Welch' herrliches Aroma! Ich tue einen zweiten. Wie das schmeckt! Ich genieße paradiesische Wonnen. Ich rauche die Zigarette vollkommen zu Ende. Ich bin erlöst.

## Politik und Volkswirtschaft

.....

### Politische Rundschau

BCU Cluj / Central University Library Cluj  
Von Dr. Hans Otto Roth

Bukarest, 20. Dezember 1920.

Vorgestern ist im Senat ein Gesetzesentwurf über die Errichtung eines Unterstaatssekretariats für die völkischen Minderheiten eingereicht worden. Wir stehen diesem politischen Ereignis zunächst unentschieden gegenüber, weil wir nicht wissen, ob es bloß taktische Erwägungen zur Grundlage hat oder wirklich ein Akt politischer Vornehmheit und Weitsicht ist. Eine führende Persönlichkeit Rumäniens hat uns vor Jahresfrist gesagt, wir würden noch ungeahnte Überraschungen erleben, wenn wir nur erst Gelegenheit hätten, die „orientalische Freigebigkeit und Duldsamkeit“ der Rumänen des alten Königreiches näher kennen zu lernen. Es ist allerdings richtig, daß die Rumänen in staatsrechtlicher Beziehung den völkischen Minderheiten nicht so starrsinnig gegenüberstehen, wie es die Magyaren getan haben. Aber dafür fehlt ihnen — wenig-

stens soweit die Vertreter des alten Königreiches in Betracht kommen — auch noch das klare Bewußtsein für die große Bedeutung der Nationalitätenfrage. Die berühmte, mystisch umkleidete ungarische Lehre von der „heiligen Krone“ war auch erst auf Grund jahrhundertelanger Erfahrungen ausgebaut worden. Gelegenheit zur Betätigung der politischen Freigebigkeit des rumänischen Volkes hat sich im letzten Jahre reichlich geboten. Zu unserem aufrichtigen Bedauern haben wir aber gerade seit dem Sommer eine Reihe schwerer Heimtuchungen über uns ergehen lassen müssen. Die nächste Zukunft wird erweisen, ob die Politik der letzten Zeit ein absichtliches System der Systemlosigkeit war oder ob ihre Erklärung in dem Fehlen einer klaren Konzeption zu suchen ist.

Die Karlsburger Beschlüsse enthielten die Richtlinien der Nationalitätenpolitik

Rumäniens. Im Unterstaatssekretariat für die völkischen Minderheiten wird eine Arbeitsstelle geschaffen, deren ausschließliche Aufgabe die Verwirklichung dieser Grundsätze und vor allem ihre gesetzmäßige Verankerung ist. Es wird damit zum Vertreter eines ethischen Grundsatzes, dessen Wahrung ihm für die gesamte schöpferische, gesetzgeberische und administrative Staatspolitik obliegt. Zu jeder Frage muß das Unterstaatssekretariat Stellung nehmen und darauf achten, daß die Gesetzgebung ebenso wie die Tagespolitik sich in großen Zügen in allem einstellt auf die allgemeinen Richtlinien, die der Nationalitätenpolitik gezogen sind. Die Sprachenfrage ist der empfindlichste Teil des Problems der völkischen Minderheiten. Sie greift über auf alle Gebiete des Staatslebens: die Schule, die Verwaltung, das Gericht, das Heer, das Verkehrswesen usw. Einheitslich behandeln kann diese Frage nur eine alles zusammenfassende Arbeitsstelle, die das ganze Problem vor Augen hat und nicht nur Einzelfälle mit ihrer scheinbar geringen Bedeutung entscheidet. Ebenso kann der Rat des Unterstaatssekretariates auch bei der außerordentlich bedeutsamen Frage der Verwaltungsreform nicht entbehrt werden. Was wir über die Entwicklung dieser Angelegenheit erfahren haben, deutet darauf hin, daß der Gesichtspunkt der Interessen der völkischen Minderheiten fast keine Beachtung gefunden hat. In entscheidender Weise wird die Tätigkeit des neuen Ministeriums auch auf die Frage der Rechtspflege und des öffentlichen Unterrichtes übergreifen. Der Leiter dieses Amtes muß hohen Ansprüchen genügen. Er wird nicht nur die Einwirkungen seiner Politik auf die auswärtigen Angelegenheiten zu berücksichtigen haben, sondern auch die verwickelte Materie vollständig beherrschen müssen. Die beste Lehrmeisterin kann ihm dabei

die reiche Bibliothek sein, die Siebenbürger Rumänen in den Zeiten ihres Nationalitätenkampfes im Laufe des letzten Jahrhunderts in Ungarn geschrieben haben.

Wir haben zu Beginn die skeptische Bemerkung gemacht, daß wir nicht wissen, ob die Errichtung des Unterstaatssekretariates nicht bloß gewissen taktischen Erwägungen entsprungen ist. Im Ausland wird die Schaffung des Minderheitsministeriums jedenfalls einen ausgezeichneten Eindruck machen. Noch viel mehr. Das Unterstaatssekretariat kann mit seinen vielen Hilfskräften selbst ausge dehnte Propaganda für seine Minderheitspolitik im Ausland treiben und so nicht nur das eigene Land verteidigen, sondern es besonders stattlich herausputzen. Andererseits kann es nach Innen die Ausshorcherin der völkischen Minderheiten, der eifrige Detektiv der Staatspolitik werden. Wer die grundlegende Wichtigkeit der Nationalitätenfrage für den Bestand Rumäniens erkennt und begreift, wie entscheidend ihre Bedeutung für unsere ganze auswärtige Politik ist, wird dem neuen Unterstaatssekretariat die ernsteste Aufmerksamkeit schenken. An seine Spitze gehört ein Mann mit großem Zuschnitt, mit Fähigkeiten, Anpassungsvermögen und vor allem politischem Mut. Er darf sich nie als der ausschließliche Vertreter der Staatsinteressen oder einseitiger Verteidiger der völkischen Minderheiten betrachten, sondern als Anwalt eines sittlichen Prinzips. In Ungarn hat unter Jakob Bleyer, dem bekannten Deutschprofessor der Budapester Universität, bis vor kurzem ein Nationalitätenministerium bestanden. Seine Politik war nicht geleitet von großen Menschheitsgedanken oder weitfichtigen Erwägungen, sondern hatte auf den Spuren der bekannten „Staatsraision“ lediglich lahme Kompromisse zum Ziele. Eine derartige



Politik schafft nicht Hindernisse aus dem Weg und ebnet nicht Bahnen, sondern räumt statt Steinen ganze Blöcke auf die Straße. Die Zeiten der taktischen Spiele sind vorbei. Unsere Augen sind zu scharf, um nicht auch hinter die Kulissen zu sehen. Das neue Unterstaatssekretariat kann für den Staat eine Quelle der Kraft und ein Instrument zur Herstellung des Völkerfriedens im eigenen Lande sein. Die Skepsis muß bei Po-

litikern der Ausgangspunkt jeder Betrachtung sein. Die trüben Erfahrungen der letzten Zeit geben ihr für uns volle Begründung. Aber wir wären nicht aufrichtig in unserem Willen zur Arbeit und Verständigung, wenn wir mit unserer Skepsis das neu aufgerichtete Werk gleich zu Beginn totschlagen wollten. Wenn die Absicht ernst und die Arbeit erspriesslich ist, werden wir die Dankbarsten sein.

## Volkswirtschaftliche Rundschau

Von Dr. phil. Otto Fritz Siedli.

Der Leu steht heute in Paris auf siebzehn Centimes. Er ist im Verlaufe von einigen Monaten um beinahe fünfzig Prozent gefallen. Aber in dieser äußeren Krise erschöpfen sich unsere wirtschaftlichen Schwierigkeiten noch nicht. Der Kursstand des eigenen Zahlungsmittels im Auslande sagt an und für sich noch nichts über die wirtschaftliche Lage im Inlande. Ein interessantes Beispiel dafür ist die Schweiz. Der günstige Stand des Schweizer Franken auf dem Weltmarkte hat zwar die Folge, daß der Schweizer in dem Auslande sehr billig leben kann. Für das innenwirtschaftliche Leben der Schweiz aber ist gerade der glänzende Stand der eigenen Valuta die Ursache schwerster Krisen. Die ganze Fremdenindustrie steht vor dem Zusammenbruche, die Uhrenindustrie ist beinahe auf die Hälfte der Friedensproduktion zurückgegangen. Dasselbe Schicksal droht dem größten Teile der übrigen Industriezweige. Wir sehen daraus, daß also die Innenwirtschaftslage keinesfalls von der Außenwirtschaftslage abhängig ist, und es wäre wohl denkbar, daß ein Staat mit sehr schlechter Kursnotierung im Auslande ein durchaus befriedigendes wirtschaftliches Innenleben

hat. Bei uns aber scheint dieses keineswegs der Fall zu sein. Die Verhältnisse des Geldmarktes sind so trostlos, daß selbst die Krise des Jahres 1811 übertroffen scheint. Die Unternehmungslust ist gelähmt. Die Liquidierung zahlreicher Unternehmungen ist das Vorzeichen eines kommenden großen Zusammenbruchs. Diese Gleichzeitigkeit der inneren und äußeren Wirtschaftskrise gibt zu denken.

Ich habe in der letzten volkswirtschaftlichen Rundschau versucht, das heutige Wirtschaftssystem Rumäniens als Neomerkantilismus zu charakterisieren, ohne daran ein eigentliches Werturteil zu knüpfen. Es ist nun wohl nötig an die Frage heranzutreten, ob dieses System mit der äußeren und inneren Wirtschaftskrise im Zusammenhange steht. Wer das heutige Wirtschaftssystem für gut hält, ist vor ein unlösbares Rätsel gestellt. Rumänien ist von der Natur mit allen Schätzen, die man sich nur wünschen kann, gesegnet. Nach dem Zusammenbruche der Mittelmächte haben ihm auch seine früheren Gegner eine glänzende wirtschaftliche Zukunft vorausgesagt. Statt dessen aber sehen wir, daß der Leu im Auslande, besonders auf dem Markte von Rumäniens großem Verbündeten, Frank-

reich, mit erschreckender Geschwindigkeit fällt. Wir nehmen wahr, daß Verkehrs- wesen und Industrie in allen übrigen Nachfolgestaaten, selbst in dem bedauerungswürdigen Deutschösterreich, in ihre normalen Bahnen langsam zurückkehren; während bei uns der Bauer verarmt, die Industrie unrentabel wird und das Verkehrs- wesen keine Besserung aufweist. Dieses Rätsel des wirtschaftlichen Rück- ganges wird um so unverständlicher, wenn wir an die ehrenvolle volkswirtschaftliche Vergangenheit dieses Staates denken. Rumänien hat durch seine staunenerre- gende wirtschaftliche Entwicklung in den letzten vierzig Jahren vor dem Kriege nicht nur seine reichen natürlichen Mög- lichkeiten offenbart, sondern auch bewie- sen, daß es führende Männer besitzt, welche geeignet sind, die natürlichen Ge- gebenheiten zum Wohle des Landes zu nützen. Die Wirtschaftskrise, an deren Anfang wir heute stehen, kann demnach weder in der weltwirtschaftlichen Lage, noch in dem Mangel an natürlichen Grundlagen und ebensowenig in dem Fehlen geeigneter Wirtschaftspolitiker zu suchen sein. Sie geht meiner Ansicht nach beinahe ausschließlich auf das heute herrschende Wirtschaftssystem zurück.

Unser Wirtschaftssystem läßt sich als eine Diktatur des Beamtentums und der in es eingereichten Offiziere, die Beamten- funktionen versehen, kennzeichnen. Es geht von dem Probleme aus: Wie läßt sich das Leben für den Staatsbürger verbilligen? Es verwechselt Ursache und Folge und versucht durch die Bekämp- fung von Folgeerscheinungen dieses Problem zu lösen. Es schaltet von vorne- herein alle selbst im Wirtschaftsleben stehenden, alle Sachverständigen als „Spekulanten“ von einer Einflußnahme auf das Wirtschaftsleben aus und regiert zwar von den besten Absichten beseelt, aber mit von Sachkenntnis nicht ge-

trübtem Urteile ausschließlich vom grünen Tisch. Wer ein wenig Wirtschaftsgeschichte studiert hat, dem zeigen sich altbekannte Bilder aus der Zeit der „Vielregiererei“ während des achtzehnten Jahrhunderts. Verordnungen über Verordnungen fesseln das wirtschaftliche Leben und werden es schließlich ersticken. Schon heute ist es dem Fabrikanten und Kaufmann ganz unmöglich, sich über die in Kraft be- stehenden gesetzlichen Bestimmungen und vor allen Dingen über deren Auslegung klar zu werden. Man kommt auf den Standpunkt, gesetzliche Vorschriften, die man für unrichtig hält, überhaupt nicht mehr zu beachten. Dieses hat wiederum die Folge, daß die gesetzlichen Bestim- mungen ständig verschärft und ergänzt werden; und daß man immer neue Kom- missionen aufstellt, die die Durchführung der Bestimmungen überwachen sollen.<sup>1)</sup>

Der Staat benötigt ein Heer von neuen Beamten. Er verfügt über wirt- schaftlich vorgebildete Kräfte nur in sehr geringer Zahl und so wird bald ein großer Teil aller einflußreichen Stellen mit blu- tigen Dilettanten besetzt sein. Die Re- gierung wird erkennen, daß alle Verord- nungen und Kommissionen die gewünschte Organisierung des Wirtschaftslebens nicht zur Folge haben. Sie wird aber nicht dem System, sondern den einzelnen Ver- ordnungen die Schuld geben und immer neue Verordnungen und immer neue Kommissionen ins Leben rufen.

Je mehr Verordnungen da sind, je mehr Bewilligungen von Kommissionen eingeholt werden müssen, um so größere Möglichkeit bietet sich der Bestechung und der Korruption. Die Erteilung der für

<sup>1)</sup> Es ist wegen Raummangel an dieser Stelle leider nicht möglich, an Hand von Beispielen die Behauptungen zu beweisen. Ich verweise hierüber auf eine nächsten erscheinende Arbeit von Dr. Fritz Klein über den Neomerkantilismus in Rumänien.

das wirtschaftliche Leben notwendigsten Bewilligungen werden von der Gunst einiger Stellen abhängig werden. Schließlich wird das ganze wirtschaftliche Leben an den Folgen der Verbeamtung zusammenbrechen. Dieses ist die Entwicklung des alten Merkantilismus. Der Neomerkantilismus wird Groß-Rumänien dasselbe Schicksal bereiten.

Der Merkantilismus hat in Frankreich zu vollständigem wirtschaftlichem Zusammenbruch und damit zu der großen Revolution geführt. Die rechtzeitige Einführung des Freihandels hat England zur Weltbeherrscherin gemacht. Rumänien hat die beiden großen Beispiele vor Augen. Es möge wählen.

## K u l t u r f r a g e n

### Die Regelung der Zeit (Kalender und Stunde)

Von Gustav Baron Bedeus<sup>1)</sup>

#### II. Zeitmaße zwischen Jahr und Tag.

Wir hatten schon bei der Frage der Schaltregel die Schwierigkeit des Problems der Zeitregelung zu empfinden gehabt, die sich aus der Inkongruenz der beiden Zeitmaßeinheiten, des Jahres und des Tages ergibt und sehen, wie man ihr durch Schalttage abzuhelpen sucht.

Wir sahen dabei, daß schon die ältesten Zeitregelungen, die auf einer dritten Maßeinheit, dem Mondmonat und -jahr beruhten, sich dann ebenfalls mit Schaltungen helfen mußten, um sie mit dem erst später genauer erkannten Sonnenjahr in Einklang zu bringen, und so das Lunisolar-, das Mondsonnenjahr entstand, bis man sich endlich radikal half durch völlige Außerachtlassung dieser dritten (eigentlich, weil älter, zweiten) Maßeinheit des Mondmonates und Umgestaltung des Monates zu einer bloßen Teilgröße des Sonnenjahres, die mit dem Mond nichts mehr zu tun hat, nur dessen Namen beibehielt.

Die volle Schwere des Problems der Vereinbarung der nicht zusammenstimmenden Größen des Jahres und des Tages kommt aber erst bei der Regelung der Zwischengrößen zwischen Jahr und

Tag zur Geltung. Es handelt sich hier um eine neue Quadratur des Kreises: Größen, (nämlich gleich mehrere: Jahr, Monat und Woche,) die miteinander weder als einfache Teile noch als Vielfache übereinstimmen, wenigstens so gut als möglich zusammenpassen.

Wir müssen uns zunächst die Frage stellen: welche Jahresteilungen haben sich als ein Bedürfnis erwiesen?

Wir sind heute auf vier Zeitmaße zwischen Jahr und Tag angewiesen, die sich völlig einlebten und welche offenbar das Bedürfnis selbst sich schuf: die Woche, den Monat, das Viertel- und das Halbjahr.

Daß unsere Monate auch die Bildung von Drittel- und Sechsteljahren ermöglichen, ist gewiß auch sehr wertvoll und es kommen auch diese wohl mehr in Anwendung, als wir uns gleich gegenwärtigen. Aber wir können sie doch nicht als eingelebte Einrichtungen des allgemeinen Bedürfnisses erklären. Dagegen sind die vier erstgenannten heute unentbehrliche Zeitmaße. Sie ergänzen einander vorzüglich; einzeln und allein sind sie unbrauchbar.

Da ist es nahezu unbegreiflich und beweist den Mangel jeden praktischen

<sup>1)</sup> Siehe Heft VI. und VII. des II. Jahrganges.

Blickes, daß Einzelne vorschlagen, eine dieser Größen, den Monat einfach auszuspalten, völlig zu beseitigen. Man kann dies nur aus dem Bestreben verstehen, die Schwierigkeiten des Zusammenpassens der mehreren Zwischenmaße zu vermindern. Eine Zwischengröße zwischen Woche und Quartal benötigt aber der Mensch. Denn die Woche ist für viele Verhältnisse eine viel zu kleine, das Quartal eine zu große Einheit.

Es gibt drei Vorschläge von „monatsfreien“ Kalendern, nämlich die Vorschläge auf Ersetzung der Monate: durch die Woche, durch das Vierteljahr oder durch eine einfach fortlaufende Tageszählung bis zum Jahreschluß ohne jede Zusammenfassung.

Der Franzose Flammarion schlug in seiner Zeitschrift *L'Astronomie* 1879 vor, statt der Monate die 52 Wochen zu zählen und den überschüssigen 365-ten und den Schalttag als „Nulltage“ auszuspalten. Dr. Rewitsch (Reform der deutschen Rechtschreibung 1916, S. 55) denkt sich hiebei die Datierung so: „Woche 51 Freitag.“ Eine Unmöglichkeit für den praktischen Gebrauch! — Diesen reinen Wochenkalender verfechten auch M. H. Grenier und Paul v. Janko.

Dr. Rewitsch empfiehlt jedoch statt dessen eventuell auch den Ersatz des Monats durch das Vierteljahr: „Winter“, „Lenz“, „Sommer“ und „Herbst“, also Fortzählung der Tage bis 91 in jedem Vierteljahr, (z. B. wäre „Lenz 45“ der 15. Mai) oder aber gänzlich Entfallen des Monats ohne Ersatz und Fortzählung der Tage bis zum Jahreschluß ohne Zusammenfassung (a. a. O., S. 23/24, 54 55).

Er sagt: „Im Leben des Volkes in seiner Masse spielen Woche und Vierteljahr eine größere Rolle, als der Monat.“ — Eine solche größere Bedeutung der Vierteljahre als der Monate anzunehmen, ist offenbar vollständig irrig. Denn das

Vierteljahr kommt mehr nur vereinzelt in Anwendung, der Monat viel häufiger (bei Gehalten, Mietzinsen, Beföstigung usw.). — Aber gleichviel, welches Zeitmaß wichtiger ist: Wir benötigen sie alle. Von der Eliminierung der Monate kann keine Rede sein. Man stelle sich nur vor, daß die Monate abgeschafft und man gezwungen wäre, statt ihrer beim Wochenkalender immer gleich vier Wochen, beim Vierteljahrkalender ein bestimmtes Drittel eines Quartals oder bei der Tageszählung bis zum Jahreschluß 30 Tage zu nennen, — es würde sich gar bald die zusammenfassende Monatsbenennung zwingend zur Geltung durchringen! Dies sieht auch Dr. Rewitsch schon selbst voraus, indem er sagt: „Da aber gleichwohl noch nach Monaten weitergezählt werden wird, so sollen je 30, 30 und 31 Tage als ein Monat gerechnet werden.“ Warum soll man also nicht schon von vorneherein für diese Monate die Namen Januar usw. feststellen? Die Aufgabe der Zeitregelung kann es nicht sein, der Menschheit die notwendigen Maße zu rauben, sondern sie in bester Weise zu berichtigen.

Ganz unpraktisch ist es, die Tageszählung in jedem Quartal von neuem zu beginnen; denn nun muß immer auch dieses Quartal, wie heute das Monat, benannt werden. Viel besser ist die Tageszählung bis zum Jahreschluß, weil die unnötige Erschwerung der besonderen Angabe immer auch des Monats oder Vierteljahres entfällt und dabei sich doch die Zusammenfassung in Tagzehnte und Taghunderte schon von selbst ergibt. Diese Lösung schaltet also die Zwischenteilungen des Jahres nur scheinbar aus.

Undererseits kann aber dagegen kein Einwand bestehen, daß als Bezeichnung der Quartale auch der Jahreszeitname alternativ gebraucht werde. Dann müßte aber zuerst die Rückverlegung des Jahresanfanges nach meinen früheren

Ausführungen auf den 21. oder 20. Dezember erfolgen; denn bis dahin stimmen die Jahreszeiten mit den heutigen Vierteljahre noch nicht überein: sie beginnen und enden beträchtlich früher (z. B. der Winter 9—12 Tage vor dem 1. Januar).

Saben wir nun im allgemeinen festgelegt, welche Zwischenzeitmaße die Menschheit benötigt, so besprechen wir nun, welcher Monat und welche Woche zu wählen ist.

### A. Der Monat.

#### 1. Dauer des Monats.

Es sind etwa folgende Vorschläge bezüglich der Zahl, beziehungsweise der Dauer der Monate zu erwägen: Zehn 36 (37) tägige Monate (dezimale Teilung); zwölf 30 (31) tägige Monate (Duodezimalteilung); achtzehn 20 tägige Monate (das zentralamerikanische Jahr); 13 vierwöchige Monate oder 12 vier- und 2 zweiwöchige oder aber 26 zweiwöchige Monate (keine Wochenmonate); 10 fünfwöchige Monate (dezimale Wochenmonate). Überall kommen natürlich noch Zusatztage dazu.

Aus dem Dezimalsystem ergibt sich der Vorschlag auf Reduzierung der zwölf 30 tägigen auf zehn 36 tägige Monate mit 5 (6) Zusatztagen, sei es nur zum letzten Monate, sei es je eines zu jedem zweiten Monate. Dieser Vorschlag kommt aber nicht in Betracht, namentlich aus zwei Gründen:

Zunächst zeigt sich gerade bei der Teilung der Vorteil des Zwölfersystems gegenüber dem Zehnersystem, und zwar speziell bei der Teilung des Jahres deshalb viel mehr als sonst, weil die Zahl der zu teilenden rund 360 Tage eine Größe des Zwölfersystems ist. Die Teilung in zwölf 30 tägige Monate gibt uns gegenüber der Dezimalen namentlich Viertel-, dann Drittel- u. Sechsteljahre, vor allem aber Monate in einer dezimalen Größe (nämlich von 30 Tagen).

Dagegen fehlt bei den 36 tägigen Monaten gerade dieser Vorteil, den das Zehnersystem sonst bietet, daß das Monat dezimal weiter geteilt werden kann.

Ebenso gewichtig ist der zweite Grund der Ablehnung der 36 tägigen Monate: Es sind nicht mehr Monate in der gewohnten Dauer! Wir würden sie entschieden als zu lange, als eine Last empfinden. Die ganze Entwicklung geht immer mehr auf Verkleinerung, Reduzierung aller Größen, nicht auf ihre Verlängerung.

Noch viel weniger kommen andererseits die 18 zwanzigtägigen, zentralamerikanischen Monate in Frage: Ihnen fehlt der Vorteil der zehn 36 tägigen, daß sie dezimale Teile des Jahres sind; dafür sind sie wohl auch Monate in dezimaler Größe (von runden zwanzig Tagen), wie die zwölf 30 tägigen; aber sie sind als Zwischengröße zwischen Woche und Vierteljahr entschieden zu klein. Viel wichtiger sind dagegen die Vorschläge auf Schaffung von Wochenmonaten, weil sie das Problem der möglichststen Übereinstimmung des Monats mit der Woche vorzüglich lösen: Der Vorschlag von zehn 35 tägigen Monaten fällt eigentlich mit den obigen von zehn 36 (37) tägigen ziemlich zusammen. Während aber bei letzterem nur 5 überzählige Tage über die  $10 \times 36 = 360$  Tage bleiben, müssen bei den fünfwöchigen Monaten 15, als solche außerordentlich störende Zusatztage angefügt werden. Diese Monate wären dann keine wahren Wochenmonate mehr; sie wären de facto gleich den 36 (37) tägigen.

Die 26 zweiwöchigen Monate bedürfen auch keiner ernstern Beachtung: Sie sind ja noch viel kleiner als die obigen 20 tägigen, also eine viel zu kleine Zwischengröße zwischen Woche und Vierteljahr.

Dagegen bietet der Vorschlag von Auguste Comte auf 13 vierwöchige



Monate in der Tat eine ideale Zusammenpassung von Woche und Monat. Sie sind korrekte Vielfache der Woche. Alle Monate eines Jahres würden mit demselben Wochentag beginnen; ja jedes Monatsdatum fielen in allen Monaten eines Jahres auf denselben Wochentag. Das Monat behielte die gewohnte Länge; die kleine Verkürzung auf 28 Tage würde noch angenehm empfunden werden.

Und doch scheitert auch dies Idealmonat an der — vollkommen mit Recht verschrienen, so unglaublich unbrauchbaren Unglückszahl 13! Nicht einmal glatte Halbjahre lassen sich aus 13 Monaten bilden!

Mit wahrer Begeisterung und allen erdenklichen Gründen (sogar die Dauer der Gravität, die genau zehn solcher 28 tägiger Monate umfaßt, führt er an, schreibt aber versehentlich, daß sie gar vierzig 28 tägige Monate dauere, was recht unangenehm lange wäre) — sucht Reininghaus (Kalender-Reformvorschlag 1910, Drell Füßli, Zürich) diese vierwöchigen Monate zu retten. Indem er anerkennt, daß aus 13 Monaten unsymmetrische Halbjahre entstünden, teilt er daher das 13. Monat in zwei zwöchige Halbmonate, die er je sechs Vollmonaten anschließt, um gleiche Halbjahre zu erhalten.

„Krachend trifft die glatte Schärfe!  
Wahrlich brav getroffen! Seht, er ist entzwei!

Und nun kann ich hoffen! Und ich atme frei! —  
Wehe, wehe!

Beide Teile steh'n in Eile  
Schon als Knechte völlig fertig in der Höhe!  
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!“

So geht es auch ihm! Denn nun ergeben die neu entstandenen zwei Halbjahre genau dieselbe Unsymmetrie bei ihrer Teilung in Quartale, da die neuen Halbmonate nur einem der je zwei Quartale angegeschlossen werden können! Man müßte jedem Quartale nur eine Woche anfügen! Diese Lösung nennt er aber schon selbst „weniger zweckmäßig“ und da diese Woche dann immer zum 3. Monate jeden Quartales zählen würde, hätten wir schließlich empfindlich ungleiche Monate! Allein nur mit der gleichen Halbjahrsteilung, die er mit den Halbmonaten (eine höchst unpraktische Neuheit!) erreicht, ist noch nichts getan! Die Quartale und Monate sind das Wichtige!

Es wird kein Mensch auf die wunderbar einfache Zwölferteilung verzichten und die Jahreseinteilung mit Halbmonaten komplizieren, bloß zwecks möglicher Angleichung von Woche und Monat, deren Wichtigkeit die Reformfanatiker sehr überschätzen.

Die Welt wird bei den zwölf 30 (31) tägigen Monaten bleiben, weil sie möglichst gleich lang und dezimale Größen sind! (Fortsetzung folgt.)

## Theater, Musik und Vortragswesen

**Franz Xaver Rappus' Vortragsreise durch Siebenbürgen** (Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch) hat einen literarisch überaus großen Erfolg gehabt. In der Presse ist allgemein als glücklicher Umstand hervorgehoben worden, daß in Rappus sich der natürlich veranlagte Vortragskünstler mit dem feinsinnigen Dichter vereinige.

Uns will als der Haupteindruck, den wir von der Kunst und der Persönlichkeit Rappus' mitgenommen haben, der erscheinen, daß in

ihm noch viele Entwicklungsmöglichkeiten liegen, daß er das Hauptstück seiner literarischen Laufbahn noch vor sich habe. Im sicheren Besitze eines schon weithin anerkannten Namens eine wahrlich beneidenswerte Lebensperspektive! Von diesem Gesichtspunkt aus war es von besonderem Interesse, die Fülle der Ausdrucksmittel, die Durchbildung der seelischen Analyse, die Sicherheit des festgefügtten Aufbaues, die Vielseitigkeit in der Beherrschung verschiedenster literarischer Gat-

tungen an ihm zu bewundern. Ob aber diese Vielseitigkeit gerade im satirischen Genre nicht manchmal zu weit von dem abführt, was wir in strengerem Sinne literarisch und künstlerisch nennen, wird zu „bedenken“ gegeben — wobei allerdings wieder zweierlei „bedacht“ werden muß, erstens daß Rappus nach dem von ihm schon auf früheren Vortragsreisen erprobten Rezept kurze und unbedingt wirksame Sachen namentlich auch für den satirischen Teil hervorgeholt hat; zweitens daß es sich vielfach um literarische Produkte handelte, die ihrer Entstehung nach zeitlich stark zurückliegen, also einer früheren Schaffensperiode angehören. Bei alledem glaube ich, daß Rappus gerade in der Wahl des Programmes das siebenbürgerische Publikum etwas — unterschätzt hat. Hoffen wir auf ein Wiedersehen, wo auch in dieser Beziehung der Gleichklang zwischen Autor und Publikum ein vollkommener sein möge.

Als Ergänzung dazu:

**Der Vortragsabend von Fr. Xaver Rappus** war für Kronstadt ein Erlebnis. Der schwäbische Dichter hat so gar nichts von dem fatalen Erdgeruch nationaler Bodenständigkeit an sich, sondern greift seine Themen kühn aus der Psyche des Westens. Das ist nicht mehr Heimatkunst im alten Sinne, wo man das Nichtkönnen mit Gesinnung beschönigte, sondern stolz der Weg zum Wettbewerb mit der deutschen Welt — ein Wegweiser für unsere sächsischen Dichter. Persönlichkeitskunst, scheinbar nüchterne und doch ergreifende Lebensart, das ist es, was uns fesselte, vom ersten Schritt an, den wir mit ihm machten.

Rappus hat den Weg vom scharfen Beobachter zur Inschau des Dichters mitgemacht, und lebt also in glücklicher Mitte zwischen beiden. Nicht die Satire kennzeichnet ihn, sondern die völlige Beherrschung der Mittel, also auch dieser. Seine Entwicklung weist zum großen Roman.

Wir danken ihm, daß er uns einen Einblick in sein Schaffen bot. HK.

**Kronstädter Beethovengedenkfeiern.** Wie überall, wo Deutsche der Musik huldigen, wurde auch in Kronstadt die 150. Wiederkehr von Beethovens Geburtstag festlich begangen. Eine Stadt, wie unsere, mit einem weit hin berühmten Musikleben, konnte selbst-

redend an solch einem Gedenktag nicht achtlos vorbeigehen. Den Reigen eröffnete am 1. und 2. Dezember 1920 eine große Musikdarbietung, deren Programm sich auf zwei Abende erstreckte und eine reiche Fülle von bis her hier unbekanntem Beethovenstücken zu Gehör brachte. Meister Rudolf Malcher hatte sich an die Spitze gestellt und unter tüchtiger Assistentz (P. Richter, Biemel, Moldrik, Frau Dörschlag, Ad. Weiß u. a. mehr) das Programm großzügig durchgeführt. Prof. Dr. Hajek hielt einen Vortrag über Beethovens Gedankenwelt und sprach einen selbstverfaßten Prolog. Aus dem Programm verdient rühmlicher Erwähnung das selten gehörte Sextett in Es Op. 20 (mit der hervorragenden Soloklarinette Musikdirektor Stadlers).

Am 13. des Monats betrat der Männergesangsverein das Podium, um seine Huldigung Beethoven darzubringen. Allerdings war nur die eine Hälfte des Programmes mit Beethovens Kompositionen ausgefüllt, (und auch unter diesen eine als „Transkription“), der zweite Teil der Darbietungen umfaßte Brahms'sche Werke.

Endlich am 16. dem eigentlichen Geburtstags- tag, ließ sich die Philharmonische Gesellschaft in einem Festkonzert hören, das äußerlich durch Tannenfestschmuck und innerlich durch eine wahrhaft musikalische Stimmung von vorneherein hohen Ansprüchen genügen sollte. Die unverwekliche Eroica als Heldenbekenntnis eines Helden gelang bis auf einige Temposchwankungen recht gut. Zum Höhepunkt musikalischer Begeisterung aber riß Meister Malcher das Publikum hin durch den Vortrag des Violinkonzertes; gleich stark sowohl in der Technik als auch in der Beherrschung des musikalischen Erlebnisses, wußte er unser sonst nur zu zurückhalten- des Publikum zu immer neuen Beifallsstürmen hinzureißen. Den Abschluß bildete die ihren Effekt nie versagende Leonore Nr. 3. — Unser philharmonisches Orchester steht heute auf dem Zenith seiner Kraft und sein Leiter Stadtkapellmeister P. Richter kann mit Recht stolz auf seinen Stab sein. Wir verfügen heute über 64 ausübende Mitglieder, und zwar: I. Geigen 13 (unter ihnen S. Biemel, E. Faslik, Franz Kronpa, Konzertmeister, Heinrich Linz usw.); II. Geigen 12; Bratsche 7; Celli 7; Kontrabässe 5; Flöten 5; Oboen 2; Klarinetten 3 (darunter Josef Stadler); Fagotte 2; Trompeten 2; Hörner 3; Po-

saunen 2; Schlagwerk 1. Dieses sicher erst-rangige Provinzorchester, das nicht selten von Malcher unterstützt wird, ist wohl imstande, uns alle, auch moderne Orchesterkompositionen vorzuführen; allerdings wäre eine Verstärkung des Blechs und der Fagotte wünschenswert. Ich füge meinem Bericht noch hinzu, daß B. Richter aus dem Kreise der besten Kräfte dieses Orchesters eine neue Vereinigung geschaffen hat, die jeden 5. oder 6. Sonntag nach dem Muster der großstädtischen populären Konzerte in den Nachmittagsstunden volkstümliche Orchesterkonzerte zu veranstalten begonnen hat. Das erste dieser Konzerte wies einen vollen Erfolg auf und wir sehen den folgenden mit Freuden entgegen.

Auch die Honterusschule glaubte an Beethovens Geburtstag nicht achtlos vorbeigehen zu dürfen und veranstaltete am 16. Dezember um 11 Uhr vormittag in der neuen Aula mit den Schülern von Quarta aufwärts und vor einem Publikum von Freunden der Schule eine kurze Feier, bei der Prof. Dr. Hajek eine Ansprache hielt und stellvertretender Musikdirektor Lorenz die zwei Violinromenzen zum besten gab. Ein Schüler rezitierte den Prolog von E. Hajek. So sehen wir also mit Befriedigung auf eine mit musikalischen Genüssen reich gesegnete Zeit zurück und sind stolz, daß Beethoven auch hier im fernen Osten seine deutschen Brüder so reich beschenkte. Hk.

## Zeitungen und Zeitschriften

Unser Dorf, **Wochenschrift zur Förderung der Dorfkultur** erstes bis fünftes Heft, November und Dezember 1920 (seit dem 4. Heft: Organ des Kulturverbandes). Semeschwar. Die neue politische schwäbische Zeitschrift wird von dem rühmlich bekannten Organisator des schwäbischen Schulwesens, Sektionsrat Dr. Michael Kausch geleitet. Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß die Grundlage des schwäbisch-völkischen Lebens nur das Bauerntum bilden kann, wendet sich Kausch an das schwäbische Dorf. In wenigen schwingvollen Worten weiß er dessen Gemüts- und Charakterzüge wesenhaft festzuhalten: „Unserem Dorfe ist diese Wochenschrift gewidmet, dem so behaglich-trauten, dem mit lieber Erinnerung umringten. Unserem Dorfe, mit seinen stattlichen Straßen, weiten Höfen, breiten Gängen, lustigen Zimmern, reichen Ställen und Scheunen. Unserem Dorfe, mit seinen schattigen Alkazienkronen, mit seinem lockenden Blumenduft, mit den von Heideblüten geschmückten grünen Wiesen, mit den weiten, von Gottes Segen strotzenden Fluren. Unserem Dorfe mit seinem emporragenden Kirchturme, seinen Kaufläden, Werkstätten, mit den Behausungen unserer Dorfärmsten. Unserem Dorfe, mit der über den weißen Grabstein nickenden Trauerweide, mit der ruhigen Andacht seines Friedhofes.“

Unserem Volke ist diese Wochenschrift gewidmet, dem mit allen Fasern des leiblichen Daseins, jedem Tropfen Blute der Abstammung geliebten. Unserem Volke, dem

fleißigen, dem entsagenden, dem ausdauernden, dem sparsamen. Unserem Volke, dem geizigen, streitsüchtigen, engherzigen. Dem mit allen feinen guten Eigenschaften, gegen unsere Fehler. Unserem Volke im Dorfe, dem Bauer wie dem Handelsmann, dem Kleinhändler wie dem Gewerbetreibenden. All unser Sehnen, all unser Hoffen, unser Zagen und Wagen, unser Leid und unsere Freude sei in diesen Spalten offenbart.“

Die Beiträge sind nach Inhalt und Darstellung dem Leserkreis mit gutem Empfinden angepaßt; eine regelmäßige politische Rundschau, Nachrichten aus dem Kulturleben der einzelnen schwäbischen Gemeinden, landwirtschaftliche Notizen, Reminiszenzen aus der schwäbischen und deutschen Geschichte, passende Gedichte, Artikel „Für unsere Dorf-frauen“ geben der Zeitschrift ein vielseitiges, aber doch immer den einen Grundgesichtspunkt — Hebung der schwäbischen Dorfkultur in völkischem Sinne — aufweisendes Gepräge. Besonders sympathisch berührt der Standpunkt der Schriftleitung „nicht im Dienste einer Partei stehn, sondern reine nationale Politik treiben“ zu wollen. U. a. wird dieser Standpunkt in der überaus taktvollen Behandlung der Frage der deutschen katholischen Lehrerbildungsanstalt vertreten. In einem diesbezüglichen Artikel wird die Notwendigkeit betont, „daß bei der Entwicklung der Schule vor deren Toren die Parteischranken beseitigt und für die Schule alle Richtungen interessiert werden.“

Wir beglückwünschen Sektionsrat Dr. Kaufsch zu seinem neuen Werk auf dem Wege seiner zähen Pionierarbeit im Dienste der deutschen Kultur.

**Arader Zeitung.** Am 5. Dezember ist in Arad die erste Nummer eines neuen politischen und volkswirtschaftlichen Wochenblattes in deutscher Sprache erschienen. Wir erfahren aus dem einführenden Artikel, daß in Arad vor 45 Jahren (1875) zum letztenmal eine deutsche Zeitung erschien, daß das einst blühende deutsche Bürgertum „in andere Nationen verflücht ist“, daß jedoch das Hinterland der Stadt, eine Reihe blühender Schwabengemeinden an beiden Seiten des Mieresch umfaßt. In erster Reihe für diese ist das Blatt bestimmt, um ihnen „den mühsamen Weg des Nachhausefindens zu zeigen“. Dieser Weg führt zur deutschen Muttersprache, zur deutschen Kultur, zum völkischen Selbstbewußtsein. Ganz besonders sympathisch berührt an den programmatistischen Ausführungen, daß die Einigkeit der Schwaben als ein Hauptgrundsatz ausgesprochen wird. „Wir haben neue Formen zur Beurteilung unserer völkischen Bewegung gefunden. Wir stehen auf dem Standpunkte, daß die Uneinigkeit für uns ein überflüssiger Luxus ist, den wir uns nicht erlauben dürfen. Es ist ja auch schon eine ganz große Maschine gebaut worden, die die Versöhnung unseren Führer bearbeiten soll. Die große Dreschmaschine will aber nicht recht in Bewegung kommen. Nun sind wir da, gerade wie eine Dlkanne, ohne die es beim Dreschen durchaus nicht geht.“

Das neue Blatt kann zu dieser von kleinerer Lokalpolitik freien, großzügiger Auffassung nur beglückwünscht werden. Es ist

geschickt redigiert, hoffentlich bleibt der Erfolg nicht aus.

**Volk und Heimat. Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Auslande.** Die neuen Aufgaben, die dem Verein für das Deutschtum im Auslande zugewachsen sind, lassen sich bereits im Untertitel dieser Zeitschrift erkennen: Nachrichtenblatt des Schuhbundes für die Grenz- und Auslandsdeutschen. Es wird also eine Unterscheidung zwischen den bisherigen Auslandsdeutschen und denjenigen gemacht, die es erst durch die Folgen des Weltkrieges geworden sind. Was ist über den Inhalt dieser gediegenen, allseitig unterrichteten Zeitschrift zu sagen? Die Artikel des Hauptteils behandeln die brennenden Fragen, die als Fragen des Auslandsdeutschtums zugleich auch die vitalen Lebensinteressen Deutschlands selbst betreffen. Das ist ja das unterscheidende Hauptmerkmal in der jetzigen Beleuchtung dieser Gedankenkomplexe gegen früher, daß an Stelle der uns Auslandsdeutsche früher oft fast verletzenden fühlen Sachlichkeit ein warmer, nun auch dem eigenen Erleben entquellender Ton getreten ist. Man spürt: mea res agitur. Darüber können wir uns von Herzen freuen. Die berühmte deutsche Objektivität ist an einer Stelle durchbrochen worden, wo sie wirklich nicht am Platze war. Wärme braucht es hier und nicht Miene des Almosengebers!

Die Rubriken: „Grenzlandschau“ und „Vom Auslandsdeutschtum“ bringen ausführliche und — soweit wir das für die uns näher stehenden Erscheinungen beurteilen können — in jeder Hinsicht richtig eingestellte Berichte.

Von besonderem Interesse für uns Siebenbürger ist, daß ein Landsmann, Fritz Reimesch aus Kronstadt, als Schriftleiter an dem Blatte beteiligt ist.

## Mitteilungen der Schriftleitung

An nachstehende Mitarbeiter konnte das Ostland-Honorar wegen mangelnder Adresse oder schlechter Postverbindung nicht gesandt werden: Prof. Dr. R. F. Rindl, Graz; J. Lejczek, Czernowiz; Hans Eder, Kronstadt; Gerda Mieß, Heltau; Karl v. Ring, Temesch-

war; S. Jillich, Kronstadt; Karl J. Decker; Leopold R. Guggenberger; Eduard Morres, Kronstadt; Hans Wühr, Bistritz. — Die geehrten Mitarbeiter werden höflichst gebeten, sich den Betrag vom Verlag W. Krafft, Hermannstadt, Reisporgasse, abholen zu lassen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Csaki, Hermannstadt. — Anschrift der Schriftleitung: Hermannstadt, Sporerstraße 3, I. Stock — Druck und Verlag von W. Krafft, Hermannstadt.

Zensuriert: durch Cenzura Sibiu.